

Wandermappe.

Illustrierte Beilage zum
„Gottscheer Bote“.

Nummer 5.

Gottschee, am 4. März.

Jahrgang 1908.

Wohlthun.

Helig, wer der Not des Armen
Niemals hilflos sich entzieht,
Ihm aus herzlichem Erbarmen
Wohlthatun sich froh bemüht.

Und wenn er um Hilfe weinet,
Gern mit Hilf' und Trost erscheint,
Hilfe wird auch er empfangen,
Und Barmherzigkeit erlangen.

Innere Wunden und äußere Schäden.

Wie das so kommen konnte! Wer hätte das gedacht! Solche klagende Ausrufe hört man bei empörenden öffentlichen Schandtaten, wie auch bei schlimmen Ereignissen, welche nur im kleinen Kreise einer Familie und der Verwandtschaft tiefen Harm erregen. Und geheimes oder bekanntes, inneres oder äußeres Unglück birgt sich leider überall, auch oft hinter lachendem Antlitz, hinter noblen Kleidern und prunkhaften Wänden. Einen griechischen Weisen des Altertums klagte ein Freund verzweifelt seinen Kummer, den er weiter nicht mehr ertragen zu können meinte; der Weise führte ihn auf die Akropolis Athens hinauf und frug ihn tröstend, ob er unten in der reichen Weltstadt ihm auch nur ein einziges Haus zeigen könne, worin lauter Glückliche wohnen. Der Freund blieb still.

Die Fülle verschuldeten und unverschuldeten Unglücks in der Welt ist gar groß und sie wäre übergroß, wenn nicht die barmherzige Hand des göttlichen Lenkers der Geschehe dem Unheil mild Einhalt geböte und für Leid auch Trost und Hoffnung, für Wunden auch heilenden

Balsam brächte. Nicht selten steigen aber in manchen doch Zweifel über eine immerwaltende göttliche Vatergüte auf. Die religiöse Seite dieser Frage wollen wir nicht ausführlich berühren, wir verweisen vielmehr auf eine vorzügliche Schrift hierüber (Bedenken gegen die göttliche Vorsehung, von P. Wenzel Verch S. J.), welche einschlägige Zweifel allgemeinverständlich aufklärt. Aber um uns gewahren wir alltäglich soviel geistige, körperliche und materielle Not, daß auf nächstliegende Abhilfe und auf spezielle Einzelursachen die Blicke gerichtet werden müssen. Die forschende Untersuchung des Arztes bleibt nicht an den äußeren Erscheinungen am kranken Körper, an dem Verfall oder an dem bleichen Aussehen des Patienten haften, sondern sucht die tieferliegenden inneren Ursachen des Leidens zu ergründen, durch deren Beseitigung auch die üblen äußerlich sichtbaren bloßen Folgeerscheinung von selbst behoben würden.

Am verflossenen Mittwoch, den 19. Feber, gab es in Wien und hinab bis Baden und Preßburg in später Nacht ein erhebliches Zittern in den Häusern, Klirren der Gläser, Schaukeln der Stühle, und stellenweise wurde ein tiefes Dröhnen und Grollen vernommen. Es war ein Erdbeben, das aber Gott sei Dank ohne jeden erheblichen Schaden verlief. Jedermann von den Geologen weiß, welche tiefstliegende, wenn auch nicht in jedem einzelnen Falle klar erforschte Ursachen einem hier harmlos, dort stärker oder gar mit schreckensvoller, vernichtender Elementargewalt auftretenden Erdbeben zugrunde liegen; einmal sind es Explosionen der ins heiße Erdinnere eingedrungenen, in Dampf ver-

wandelten Wassermassen, oder sind Explosionen infolge jähher chemischer Verbindungen mannigfacher Gasarten, anderenorts vielleicht nur Einbrüche der oberen Erdschichten in entstandenen tiefstliegenden Hohlräumen, die sich unter der abgekühlten, zusammengeschrumpften Kruste gebildet haben, oder es sind einfache Schiebungen und Faltenbildungen infolge des zu starken Gewölbedruckes der betreffenden Obergebiete. Auf alle Fälle liegen die Ursachen der Erdbeben „tiefer“, und vor dem inneren Toben und Glühen unseres buckeligen Planeten sind die rauchenden Berge, die tätigen Vulkane als gewaltige Feueressen oder Sicherheitsventile schaurig-majestätische Zeugen.

Den Geologen nützt aber die Kenntnis dieser inneren Ursachen der Erdbeben wenig, weil ihnen die Mittel fehlen zur erfolgreichen Abhilfe und Vorbeugung, sogar zur sicheren Vorberechnung des Zeitpunktes für den Eintritt einer solchen Katastrophe. Blicken wir aber auf die Ursachen, die den vielgestaltigen äußeren Vorgängen im Menschenleben bei Einzelnen und ganzen Gemeinden, Ständen und Völkern zugrunde liegen und die vom freien Willen abhängen. Da stoßen wir auch auf innere Blut und einen inneren Brand, den man aber fördern oder löschen und dem man in seinen Wirkungen vorbeugend oder abschwächend entgegen treten kann. Es sind dies das ganze Begehrungsvermögen des menschlichen Herzens und dessen Leidenschaften, gute wie schlimme Triebe. Kein Erdbeben hat je soviel Not, soviel Leid verursacht, soviel Wohlstand ruiniert oder Leiden und Siechtum geschaffen wie das Leben und Auslösen der

Flamme innerer Leidenschaft. „Wehe, wenn sie losgelassen, wachsend ohne Widerstand durch die volksbelebten Gassen wälzt den ungeheuren Brand.“

Drückende Massenarmut ganzer Zeitperioden, — ist sie etwas anderes als die Folge ungezügelter Habsucht und Rücksichtslosigkeit derer, die im Mitmenschen nicht den Bruder, nicht ein auch zum Höchsten bestimmtes Kind Gottes sehen, sondern nur ein Ausbeutungsobjekt? Die Wucherfreiheit der liberalen Periode und die Sonn- und Feiertagsarbeit jener endlich überwundenen Zeit ist auch nichts anderes als ein Ausfluß schrankenloser Habsucht. Auch die leidenschaftliche Herrschaft, die im tollen Kriegswahn vor einer Riesenmenschenmenschlächtereinicht zurückschreckt, quillt aus dem Herzen. Und welches Heer von Unglücklichen, nicht etwa nur bedauernswerter Unschuldiger, füllt gewisse Abteilungen der Kranken- und Irrenhäuser, die Opfer dieser oder jener Sucht und des Mangels an Zucht geworden sind?

Diese Wunden haben ihre innere Ursache. Selbstbeherrschung, Charakter, Gehorsam sind die Mittel, die von früh an, schon beim Kinde, zur Lenkung der Triebe, der Strebungen und Leidenschaften des Menschenherzens angewendet werden müssen.

Auf den meteorologischen Anstalten sind mitunter Seismographen, d. h. Instrumente, welche die Erdbeben in der Ferne anzeigen, aufgestellt und wir lesen alleweil, daß die seismographischen Apparate ein Fernbeben ankünden. Die Zeichen der Zeit deuten auch jetzt schon hin auf gewisse geistige Beben in fernerer Ländern, wie ein solches jüngst durch die Revolver-schüsse auf die portugiesische Königsfamilie ganz Europa durchzitterte. Die anarchistischen Attentate gleichen solchen Erdbeben auf moralischem Gebiete, welche unsere gedankenlose, religiös indifferente Zeit aus ihrem Sündenschlafe aufrütteln und ihr zeigen, daß über kurz oder lang die durch eine gott- und religionslose Schule, durch eine freimaurerisch-jüdische Presse entchristlichte und entsittlichte Gesellschaft auch bei uns ähnliches erleben kann, was aller Herzen erheben macht.

Damit unserem Vaterlande solch furchtbare soziale Erschütterungen erspart bleiben, muß Religion und Zucht wieder die Herzen der Menschen in jenem Gleichgewichte erhalten, das nur eine tiefe christliche Ueberzeugung und Weltanschauung bewirken kann.

Klage nicht!

Das Klagen ist ein alter Brauch;
Man klagt oft über schlechte Zeiten,
Daß man am Schlechtsein schuld ist auch,
Das weiß man selten recht zu deuten.

Soll'n nun die Zeiten besser sein,
So richt' zur Besserung dein Streben.
Mit Klagen kann man nur allein
Sich quälen, doch niemals erheben.

Nicht müßig darfst am Weg du steh'n
Und seh'n, wie and're sich bewegen.
Willst weiter du, so mußt du geh'n;
Darfst dir nicht selbst den Weg verlegen.

Das Klagen meid' zu jeder Zeit,
Erleicht' rung kann's dir niemals schaffen.
Die Welt verlacht gern and'rer Leid,
Gebraucht stets gern des Hohnes Waffen.

Etwas vom modernen Aberglauben.

Die jüdisch-freisinnige „Frankf. Ztg.“ zitierte am 17. Feber 1908 einige Stellen aus den Briefen Friedrich II. an den französischen Gottesleugner Voltaire, darunter auch den Satz:

„Waffen werden den Aberglauben nicht zerstören durch die Arme der Wahrheit muß er sterben. Da wo die meisten Klöster sind, ist das Volk am blindesten dem Aberglauben dahingegeben.“

Wir könnten der Frankf. Ztg. einen Gegendienst erweisen und etwa aus denselben Friedrich's Schriften einige Kraftsprüche über die — Juden zitieren. Doch lassen wir das; machen wir vielmehr mal die Probe aufs Exempel, indem wir fragen: wo herrscht der Aberglauben am stärksten und am kräftesten, dort, wo Klöster sind, oder dort, wo keine sind? Und siehe da! Für jeden Kenner ist es eine recht bekannte Tatsache, daß in ganz Deutschland der Aberglaube nirgends so im Schwunge ist, als eben in dem klosterreinen — Berlin, der Hauptstadt der Intelligenz und Bildung, wie es ehemals hieß!

Eben geht durch die ganze Welt die Kunde von dem famosen Fang, der der Berliner Kriminalpolizei in der Verhaftung des Schwindlers „Professor Maxim“ in Schmargendorf gelungen ist. Der Mann konnte herrlich und in Fruden leben, strich ungeheure Gelder ein — man spricht von Millionen — die ihm die Dummheit der Massen abwarf. Die dem Mann seinen Schwindel abkauten — er handelte nämlich mit einer Blanchette, welche ihrem Besitzer die Möglichkeit gab, alle Geheimnisse der Zukunft zu erforschen — saßen aber nicht in den Klöstern und hatten auch keine Klostererziehung genossen.

Fragen wir weiter: wie konnte dieser Mann ein solches Bombengeschäft machen? dann müssen wir antworten, weil er die Presse bereit fand, für ihn Reklame zu machen. Ja, man lese nur mal die Berliner Presse durch nach Annoncen solcher Art, deren Zweck ganz offensichtlich auf eine Kupfung jener abgesehen ist, die nicht

alle werden, und man wird staunen, was man da zu lesen bekommt.

Wir setzen eine solche Anzeige her, die im Jahre 1906 regelmäßig zu lesen war, nicht bloß in der Deutschen Tageszeitung, der wir sie entnahmen. Die Notiz lautete:

Erstaunlich.

„Ich kann Ihnen eine erste unliche wichtige Mitteilung machen, die ich Ihnen gratis übersenden werde, wenn Sie mir in Ihrer eigenen Handschrift den genauen Zeitpunkt Ihrer Geburt angeben. Vielleicht glauben Sie nicht an Astrologie, Graphologie, Totalismus und andere geheimnisvolle und meist unbekanntere Wissenschaften; aber trotzdem werden Sie sich über die wichtigen Angaben, die ich über Ihr Leben machen kann, wundern. Viele, denen ich meine Gratismitteilung gesandt, haben mir Briefe geschrieben voll wärmsten Dankes. . . . Zahlreich wurde mir bestätigt, daß ich unbedingt richtige Angaben über treue und falsche Freunde, Liebhaber, Geschäftsangelegenheiten usw. gemacht habe, dank der von mir durch Vererbung und lebenslängliches Studium beherrschten tiefen und wunderbaren Wissenschaft.“

Solche Annoncen kehrten häufig, allzuhäufig wieder; sie nährten ihren Mann, und auch die Presse, welche sie brachte, konnte mit von dem Rahm schöpfen. Wiederum, es waren nicht Blätter, die von Klöstern herausgegeben wurden, sondern von ganz andern Leuten. Auch die Frage, ob eine Geschäftspraxis, welche in solcher Weise in wenig edler Gesinnung dem Aberglauben Vorschub leistet und sich darum aus skrupelloser Gewinn gier mitschuldig macht, als christlich bezeichnet werden darf, oder ob man dafür nicht ein anderes Beiwort geprägt hat, möge die Frankf. Ztg. selbst beantworten.

Es wäre wirklich ein Schauspiel für Götter, wenn der verhaftete Schwindler in seiner Verteidigungsrede alle jene Blätter nennen würde, die seine Annoncen verbreitet und ihm so die Schafe zum Scheren selbst zugetrieben haben.

Ob der bevorstehende Prozeß des verhafteten Schwindlers für die europäische Gesellschaft nicht dieselbe Bloßstellung bedeutet, wie so mancher Prozeß der letzten Zeit in Amerika eine Bloßstellung der dortigen Gesellschaft bedeutete? Dort findet man in der Presse spaltenlange Anpreisungen von Chyromanten, Palmisten, Okkultisten und Wahrsagern aller Art, die alle brillante Geschäfte machen.

In deren Treiben warf ein helles Schlaglicht ein Riesenprozeß, der am 4. Juni 1906 in Baltimore stattfand gegen einen „Dr.“ White, dem man es lassen muß, in erfinderischem Raffinement der Dummheit seiner Mitmenschen entgegenzukommen zu sein. Der Mann betrieb ein

großartiges Geschäft in Liebespulvern, Anfertigung von magischen Brustplatten und — Verteilung von Doktordiplomen; er mußte Wagen und Pferde halten, um seine Brieffschaften zur Post zu befördern. Es wurde festgestellt, daß in einem Monat 2400 Personen von Maine bis Kalifornien eine jede einen Dollar nebst einer Haarprobe sandte, um ihr Lebensorakel zu erhalten. Gegen hohe Zahlungen vermittelte der kundige Mann auch spiritistische Anweisungen. Um Geister zu zittern, stellt man ein Ei vor ein Feuer und beobachtet es fortgesetzt, ohne sich zu bewegen oder ein Wort zu sprechen. Dann beginnt das Ei Blut zu schwitzen und wenn man dann Abracadabra sagt, erscheinen die Geister!! Um Liebe zu erzeugen, wurde der „Adam- und Eva-Zauber“ angewandt. Als Adam und Eva wurden zwei Wurzeln genommen und ins Wasser gestellt, zugleich mit den Namen des Liebespaares bezeichnet. Schwammen bei den Worten „Was Gott vereinigt hat, soll der Mensch nicht trennen,“ die Wurzeln zusammen, so war der Liebeszauber fertig. Die „ägyptische Brustplatte“ war mit Liebespulver, Gebetszetteln und „magischem Sonnenfluidum“ gefüllt (vergl. „Globus“ Jahrgang 1906. S. 211).

Der Mann hat eine staunenerregende Vielseitigkeit und macht dabei dank der Dummheit des Publikums glänzende Geschäfte.

Ob die Welt ein ähnliches Schauspiel in Berlin bekommen wird? Wir zweifeln keineswegs daran. Zwar Klöster gibt es dort nicht, trotzdem Wahrsager und Wahrsagerinnen, Okkultisten und gläubige Spiritisten die Hülle und Fülle; selbst Astrologen wollen von dort aus sogar Wanderlehrkurse einrichten. Wahrsagerinnen lassen ihre Empfehlungszettel an den Wohnungstüren abgeben oder auch auf den Straßen verteilen, und da kann man beim harmlosen Spaziergang plötzlich einen Zettel in die Hand gedrückt erhalten, auf dem zu lesen steht: „Achtung! Weltberühmte Kartenkünstlerin! Ei und Blei deutet Frau N. Sagt gewissenhaft bevorstehendes Schicksal. Sprechstunden von 9 Uhr morgens bis 10 Uhr abends.“

Gegen einen solchen Aberglauben gebildet sein wollender Leute ist der Aberglaube einer Bauersfrau, mag er auf Hexen raten, die Kuh und Kalb verhext, der reinste Waisenknabe!

Und schließlich das allerneueste: der Automobilisten-Aberglaube! Hat ein Automobilist sich an einem Baum den Schädel eingefahren, so werden Splitter dieses Baumes von andern als Amulette getragen, um gegen Unfälle geschützt zu sein!! Daß

aber Klosterleute mit Automobilen die Straßen unsicher machen, wird die „Frankf. Ztg.“ wohl selbst nicht behaupten wollen.

Und noch eines: Im ganzen klosterreinen Mecklenburg hat Schreiber dieses an zahllosen Haustüren von reichen Leuten alte Hufeisen angenagelt gesehen!

Das Gesagte dürfte genügen, um die Behauptung, wo die meisten Klöster sind, sei auch der dickste Aberglaube, ins richtige Licht zu setzen.

Memento mori.

Memento mori — denk' an's Sterben! —
Hast du daran auch je gedacht?
Daß deinem Tag, der Zeit zu wirken,
Bald folget eine lange Nacht.

Hast du bedacht, wie manch ein Leben
Die Zeit erfüllt mit eitlen Tand,
Inmitten oft nur sünder's Freuden
Gar schnell ein jähes Ende fand? —

Ja, wer dies ernst bedenken würde,
Ihn brächte nie die Lust zu Fall,
Und kleiner wäre, ich will's glauben —
Gewiß auch der Verdammten Zahl.

Memento mori — denk' an's Sterben! —
Dies helf' den Himmel mir erwerben.

Zeitgeschichten.

— **Eine Wanzengeschichte.** Daniel Oberunter in Budapest hatte jüngst inseriert, daß er achtmalshunderttausend Wanzen zu kaufen suche; er zahlt für das Tausend 3 Heller, die Wanzen müssen lebend sein. Ueber Befragen gab der Inserent folgende Auskunft: „Ich bin meiner Lebtag ein rechtschaffener und ehrlicher Mensch gewesen. Aber so, wie ich in allem akkurat und genau bin, verlange ich ein Gleiches von jedermann. Ich bin in die Wohnung, die ich derzeit inne habe, im Mai des verfloffenen Jahres eingezogen. Ich fand eine Legion Wanzen vor, die ich, gering taxiert, auf siebenhundertfünfzig- bis achthunderttausend Köpfe veranschlage. Bis zum November hatte ich die Wanzen glücklich ausgetilgt, die Geschichte kostete ein Heidengeld, unter anderem mußte ich alle Wände abkragen, die Löcher verstopfen und das Ganze frisch übermalen lassen. Ich verlangte hierfür vom Hausherrn keine Entschädigung. Als mir aber jetzt, am 1. Feber, die Miete um 30 Prozent gesteigert wurde, erbotte ich mich gewaltig und warf dem Hausherrn die gemachten Investitionen vor. Er stuzte, begab sich mit mir in meine Wohnung, und als er hier sah, daß das Muster der Wandbemalung anders sei, als es früher gewesen war, forderte er, daß ich die Patrone wieder abkragen und durch das frühere Muster ersetzen lasse. Empört hierüber, kündigte ich ihm die Wohnung per Mai. Auf meine Kündigung antwortete der Hausherr, das sei ihm Wurst, aber bei meinem Auszug müsse ich die Wohnung so übergeben, wie ich sie übernommen habe. — Gut, dachte ich, das

sollst du haben! Ich habe das frühere Wandmuster malen lassen; nachdem alle verstopften Wanzenlöcher sorgsam geöffnet waren, mußte ich nun dafür sorgen, mein trautes Heim ebenso zahlreich bevölkert zu übergeben, wie ich es bezogen habe. Daher suche ich diese dreiviertel Millionen lebender Wanzen . . .“

— **Seltene Treue.** Die Arbeiterfamilie Spannentrebs auf dem Gute Gallingen im preussischen Kreise Friedland lebt über 400 Jahre ununterbrochen auf diesem Gute. Die Familie hat während dieser Zeit der dortigen Gutsheerrschaft des Grafen zu Eulenburg gedient. Gewiß ein seltener Fall.

— **Blinder Eifer.** Als pflichtgetreuer Gemeindefekretär eines niederländischen Städtchens bemerkte der allerdings sehr kurzfristige Beamte, daß ein schulpflichtiges Mädchen bisher noch nicht als Schülerin eingetragen war. Auf einen energischen Brief an den Vater erhielt der Schulinspektor des Kreises folgendes Schreiben: „Antwortlich Ihres Gehrten, in dem Sie mich auffordern, meine Tochter unverzüglich zur Schule zu senden, teile ich Ihnen mit, daß dieselbe innerhalb acht Tagen in den Stand der hl. Ehe tritt; ihr künftiger Gatte ist absolut nicht damit einverstanden, daß sie nochmals zur Schule geht, da sie tadellos holländisch, deutsch, französisch und englisch spricht und auch musikalisch gebildet ist. Die Haushaltung führt sie gleichfalls vorzüglich. Ich als Vater protestiere ebenfalls gegen den Schulbesuch, obgleich sie bereits selbständig Beschlüsse fassen kann, denn sie ist längst mündig und eben ins dreißigste Lebensjahr eingetreten.“ — Der Gemeindefekretär hatte in seiner Kurzsichtigkeit die Daten der Geburt verwechselt und 1897 statt 1877 gelesen.

— **Der rettende Regenschirm.** Aus Paris wird folgendes berichtet: Eine kleine Schneiderin, ein junges achtzehnjähriges Geschöpf, Fräulein Jallini, fiel durch einen unglücklichen Zufall in die Seine und ihre Hilferufe klangen den Kai Malaquais hinunter. Ein Mann sprang ihr nach, es gelang ihm auch, das Mädchen über Wasser zu halten, allein die Strömung erfaßte sie beide, schleppte sie fort und ihr Schicksal schien besiegelt, wenn Frau Dubrat nicht gewesen wäre, die, ihren mächtigen grünen Regenschirm unter dem Arm, zufällig des Weges kam. Mit der Energie ihres Standes faßte sie sofort einen rettenden Entschluß, das grüne Ungetüm ward aufgespannt und mit diesem improvisierten Fallschirm sprang sie resolut in die Wellen. Hier bewährte sich der Schirm aufs trefflichste; mit seiner Hilfe gelang es der Köchin, die selbst nicht schwimmen konnte, die beiden in seichteres Wasser zu stoßen, wo alle drei dann von herbeieilenden Polizeibeamten herausgezogen wurden. Drausender Zabel empfing die wackere Ketterin; der Präsekt Lepine beeilte sich, ihr seine Glückwünsche aussprechen zu lassen; mit einer Geldsumme und einer Rettungsmedaille soll die Unerbrochene jetzt belohnt werden.

Spät erkannt.

Original-Novelle von Alinda Jacoby.

(Fortsetzung.)

Derjenige, der ihre Gedanken so lebhaft beschäftigte, hatte sich eben von Constanze verabschiedet und näherte sich jetzt ihr in Begleitung seines Betters.

„Gestatten Sie mir, gnädiges Fräulein, daß ich Sie mit meinem Bette bekant mache. — Herr Rechtsanwalt Dr. Fels.“ Mit diesen Worten stellte Kuno von Wernicke ihr den stattlichen jungen Mann an seiner Seite vor. „Zugleich erlauben Sie mir wohl gütigst einen Einblick in Ihre Ballkarte: auch ich möchte gerne in der Reihe der Glücklichen stehen,“ fügte er lächelnd mit einer Verbeugung hinzu. Billi zog die Karte aus ihrem Gürtel und reichte sie Herrn von Wernicke, der nach raschem Ueberblick seinen Namen einzeichnete und sie hierauf seinem Bette gab, der ebenfalls um die Ehre eines Tanzes bat. Miene und Haltung des jungen Juristen verrieten, daß er Billi zum ersten Male im Leben gegenüber zu stehen glaubte und jene für sie so peinliche Verlegenheit längst vergessen zu haben schien. Als er die Karte ihrer Besitzerin wieder zugestellt hatte, zog er sich mit einer höflichen Verbeugung zurück, während der Husarenleutnant bei ihr stehen blieb und in dem leichten, gewandten Konversationstone eines lebenswürdigen Gesellschafters mit ihr plauderte. Unbewußt wählte er das geeignetste Mittel, sich Billi's Sympathie zu erwerben, indem er fast in schwärmerischer Weise die Vorzüge seines Betters pries. „In ihm werden Sie einen wirklich geistreichen jungen Mann kennen lernen, der mit glänzenden Verstandesgaben zugleich eine seltene Bescheidenheit verbindet,“ sagte er unter anderm. Mir wurde Richard von meinen Eltern schon in frühester Jugend immer als Vorbild aufgestellt; daher kommt es wohl auch, daß er mir gewissermaßen als Ideal alles Guten und Edlen vorgeschwebt hat.“

„Ihr Töchterchen scheint heute Abend eine Eroberung gemacht zu haben,“ flüsterte eine ältere Dame Billi's Stiefmutter zu. Beide Damen hatten sich glücklich Stühle erobert und sich in irgend einen Winkel des Saales niedergelassen, um dort gemüthlich ihren Tee zu schlürfen.

Frau Lohenstein wiegte mit geschmeicheltem Lächeln den Kopf. „Ach, das ist bei meiner Constanze nichts Seltenes, das Kind gefällt auffallend gut,“ antwortete sie mit tief empfundenem Mutterstolze.

„Das glaube ich wohl, doch meinte ich augenblicklich nicht Fräulein Constanze, sondern Ihre jüngere Fräulein Tochter. Sehen Sie nur, wie Freiherr von Wernicke

sich um sie bemüht! Er weicht nicht von ihrer Seite.“

„So, Sie meinen Billi?“ entgegnete Frau Lohenstein im Tone der Enttäuschung, während das Lächeln von ihren Zügen schwand. „Ich fürchte, bei ihr wird man nicht viel von Eroberungen sprechen können. Das arme, liebe Mädchen ist leider etwas unbedeutend.“

„Das kann ich durchaus nicht finden,“ widersprach die andere Dame ihr lebhaft.

„Im Gegentheil, Fräulein Billi ist so eine liebliche, echt mädchenhafte Erscheinung, daß sie überall gefallen muß. Diese Einfachheit und Bescheidenheit, diese reizende, kindliche Natürlichkeit nimmt sofort für sie ein, und der seelenvolle Blick ihres klaren Auges verrät deutlich, daß es der Spiegel einer reinen Seele ist. So etwas wirkt nachhaltiger, als der Zauber selbst der regelmäßigsten Schönheit,“ setzte sie etwas malitios hinzu.

Frau Lohenstein schien die letzte, absichtlich stark betonte Bemerkung ihrer Nachbarin überhört zu haben. Mit einem gelangweilten Ausdruck schaute sie in die Ferne, bis irgend eine auffallende Toilette sie wieder ihrer Teilnahmslosigkeit entriß. Mit jener allen unedeln Frauennaturen eigenen Vorliebe für's Klatschen ergötzte sie sich damit, die Kleider der Damen einer scharfen Kritik zu unterwerfen und nebenbei hämische Bemerkungen über die Trägerinnen derselben einzuflechten.

„Sehen Sie nur dort die schauderhaft gekleidete Frau mit dem dünnen Seidentähnchen,“ sagte sie lichernd. „Wer mag das sein, viel Rechtes ist sie gewiß nicht; ihr Anzug sieht ja förmlich nachlässig aus!“

„Meinen Sie die große Dame in grauer Seide dort links?“ fragte die andere, indem sie ihr goldenes Vornon vor die Augen nahm.

„Ganz richtig, die lange Bohnenstange mit dem fuchsigem Haar, sie hat so gewöhnliche Züge.“

„Das ist meine verheiratete Schwester. die augenblicklich bei mir zu Besuch ist. Ihr Mann ist Regierungsrat in G.“, erwiderte die Dame sehr ruhig.

„Ach — verzeihen Sie, das Licht blendet mich, und meine Augen sind leider auch etwas angegriffen,“ stammelte Frau Lohenstein verlegen und über und über erröthend. — „Was bedeutet die Bewegung im Saale?“ begann sie nach einer kleinen Pause wieder. „Ein Teil der Gäste scheint sich in das anstoßende Gemach zu begeben — aha, jetzt weiß ich's, Constanze wird singen.“ Wie eine Feder schnellte sie von ihrem Stuhl in die Höhe. „Sie entschuldigen mich wohl, ich möchte das Kind doch auch gerne hören.“ Mit einem würde-

vollen Abschiedsgruß rauschte sie hinüber, um dem Triumph ihrer Tochter beizuwohnen.

Ihre Ahnung hatte Frau Lohenstein nicht betrogen. Constanze stand bereits am Klavier. Sie hielt ein Notenheft in der Hand und stimmte eben mit ihrer mächtigen, glockenreinen Stimme den „Erlkönig“ von Schubert an, während Billi dazu die Klavierbegleitung spielte.

Rauschender Beifall lohnte die Sängerin, als sie ihren schönen Vortrag beendet hatte; auf allgemeines stürmisches Verlangen ließ sie sich erbitten, noch ein paar weitere Lieder folgen zu lassen. Die Herren drängten sich an sie heran, als sie vom Flügel zurücktrat, und überhäuften sie mit Lobsprüchen; am feurigsten von allen aber schien Richard Fels seine Bewunderung auszusprechen. Auch Billi machte diese Beobachtung ganz im Stillen von einer Fensternische aus, wohin sie sich, als ihre Gegenwart am Klaviere nicht mehr nötig schien, bescheiden zurückgezogen hatte.

„Gestatten Sie mir, gnädiges Fräulein, daß ich Ihnen sage, wie sehr ich vorhin Ihr ausgezeichnetes Klavierspiel bewundert habe,“ tönte da plötzlich eine Stimme schmeichelnd an ihr Ohr. „Sie haben die Begleitung des Erlkönigs meisterhaft gespielt.“

Sie schaute verwundert auf und blickte in das heitere Gesicht des Leutnants von Wernicke, der sich freundlich zu ihr niederbeugte. Ein leises Rot überflog ihr Antlitz; sie war es gar nicht gewohnt, daß man ihr, wenn ihre Schwester gesungen hatte, ein anerkennendes Wort für ihre Begleitung aussprach.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, Herr von Wernicke,“ erwiderte sie bescheiden, „daß Sie überhaupt auf meine unbedeutende Leistung geachtet haben. Bei dem Viede ist die Klavierbegleitung ja etwas so Nebensächliches und verschwindendes, daß man sie kaum bemerkt und sie nur vermiffen würde, wenn sie fehlte.“

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen darin widerspreche. Sie, in Ihrer rührenden Anspruchslosigkeit, unterschätzen Ihre Leistung in hohem Grade. Von der Begleitung des Gesanges hängt zum großen Teile das Gelingen desselben ab, und wenn ich ganz offen sein darf, so muß ich sogar bekennen, daß mich die feinen Nuancen Ihres Spieles noch mehr gefesselt haben als der Gesang Ihrer Fräulein Schwester. Es mag sein, daß ich etwas parteilich urtheile, weil ich überhaupt die Kunst des Klavierspielens noch höher als die des Gesanges schätze.“

„Sie schmeicheln mir, und um Ihre Lob mehr Nachdruck zu geben, suchen

eine Schwäche der menschlichen Natur zu benutzen."

"Zuwiefem, mein gnädiges Fräulein, ich verstehe Sie nicht?" erwiderte Runo nachdenklich.

"Nun," antwortete Billi lächelnd, "es ist eine bekannte Tatsache, daß wir Menschen den Talenten und Geschicklichkeiten, die wir haben, einen übertriebenen Wert beilegen, um uns innerlich an ihrem Besitz zu ergötzen, während wir uns über das, was uns versagt ist, durch den eingebildeten Unwert zu trösten suchen."

"Sie sind eine kleine Philosophin," entgegnete Bernicke, "ich sehe schon, Sie denken scharf über die Regungen der Seele nach. Ich aber habe keine Anlage zur Philosophie, sondern ich folge vielmehr den Eingebungen meines Herzens, ohne viel darüber zu grübeln, warum ich es tue. Seien Sie überzeugt, daß kalte Uebersetzung meinen Worten und Handlungen stets ferne liegt."

Richard Fels hatte sich unterdessen mit Constanze in eine lebhaftere Unterhaltung über die schönen Künste eingelassen. Bei dieser Gelegenheit betonte Constanze die nahe Verwandtschaft des Dichters mit dem Sängern. "Es ist eine gar nicht seltene Erscheinung," sagte sie, indem sie mit strahlenden Augen zu Richard aufschaute, "daß geniale Menschen mehrere Künste zugleich pflegen. Auch von Ihren Fähigkeiten hat man mir schon viel verraten," fuhr sie fort; "man erzählte mir, daß Sie selbst Dichter und Komponist seien."

"Das war jedenfalls eine Uebertreibung, mein gnädiges Fräulein," erwiderte Richard leicht errötend. "Meine dilettantenhaften Versuche haben so wenig künstlerischen Wert, daß sie kaum der Erwähnung verdienen."

"In dieser Hinsicht traue ich lieber der unparteiischen Kritik anderer, als Ihrer eigenen, welche von der Bescheidenheit beeinflusst wird," sagte Constanze. "Doch, da Sie Ihre Beschäftigung mit den schönen Künsten mir gewissermaßen zugestanden haben, wage ich es, eine Bitte auszusprechen: Wollen Sie nicht einmal ein Lied eigens für mich dichten und komponieren? Nicht wahr, Sie tun es!" — Sie neigte bittend den Kopf zur Seite, hielt den Fächer an die Wange und schaute mit kokettem Lächeln zu ihm auf.

Richard durchzuckte es seltsam, in seinen Augen flammte es heiß und begeistert auf, als er auf das schöne Mädchen niederschaute, das ihn so süß und schmeichelnd um die Gewährung eines Wunsches bat.

"Es würde mich sehr beglücken, wenn Sie ein Lied von mir Ihres Vortrages würdigen wollten."

"Sie werden also meinen Wunsch erfüllen?" fragte Constanze leise mit gesenkten Wimpern. Sie hatte den Ton der Huldigung schon zu oft von andern vernommen, um ihn nicht auch jetzt aus der Antwort des jungen Juristen herauszuhören.

"Ihr Besuch wird mir jederzeit willkommen sein," antwortete sie, während sie wie in steigender Verwirrung mit der goldenen Spange spielte, die ihren schönen Arm umschloß.

Eine kleine bedeutungsvolle Pause in der Unterhaltung trat ein, die nur durch Nachdenken ausgefüllt wurde. Erst als Richard plötzlich bemerkte, daß rechts und links von ihm zu Tisch engagiert wurde, erwachte er aus seiner Selbstvergessenheit. Mit ritterlichem Anstand bot er Constanze den Arm und sagte bittend: "Gestatten Sie mir, gnädiges Fräulein, daß ich Sie zu Tische führe?"

Sie lächelte huldreich Gewährung, legte mit liebenswürdiger Miene ihre kleine Hand auf seinen Arm und rauschte mit dem Siegesbewußtsein ihrer Schönheit an seiner Seite hinüber in den Eßsaal.

Billi war von Leutnant von Bernicke zu Tisch geführt worden. Im selben Augenblick, als sie seine Einladung angenommen hatte, eilte ein ziemlich corpulenter Herr, anscheinend ein Mann hoch in den vierziger Jahren, hastig herbei.

"Na, das nenne ich Unglück, gerade vor der Nase weggeschnappt!" rief er halb lachend, halb bedauernd. "Ich wollte nämlich auch um die Ehre bitten, Ihr Tischnachbar zu sein, Fräulein Billi. Nun, falls Ihnen die Unterhaltung eines alten Junggesellen nicht lästig ist, so gestatten Sie mir wenigstens, Ihr Nachbar zur Rechten zu werden. — Mein Name ist Schröder," fügte er, zu dem Leutnant gewandt, sich vorstellend hinzu.

Billi konnte Herrn Schröder aus Höflichkeitsrückichten nicht gut abweisen; denn er war ein Geschäftsfreund ihres Vaters, der Besitzer einer bedeutenden, altberühmten Seidenfabrik, und verkehrte fast täglich in ihrem Hause. Seine Persönlichkeit freilich war ihr so unsympathisch, wie möglich; seine derben Späße, noch mehr aber seine zudringlichen Galanterien erschienen ihr im hohen Grade unangenehm. Schon sein Aeußeres war nichts weniger als anziehend; das dicke gerötete Gesicht mit den nichtsagenden Zügen und den listigen grauen Augen, die kleine, untersezte Gestalt mit den ungelentken Bewegungen hatten durchaus nichts, was für ihn einnahm. Um so komischer wirkte die deutlich hervortretende Eitelkeit des alten Junggesellen; sein Anzug verriet nament-

lich in letzter Zeit offenbare Bestrebungen zum Stukertum, und mit peinlicher Aengstlichkeit schien er durch künstliches Kräuseln seines dürftigen Haarwuchses bemüht zu sein, die mehr sichtbar werdende Dichtung auf seinem Kopfe zu verdecken.

Billi mußte es über sich ergehen lassen, daß Herr Schröder den Platz an ihrer rechten Seite einnahm und sich mit seinem widerwärtigen Geplauder langweilte. Bald machte er geistlose Scherze, die er selbst mit schallendem Gelächter belohnte, bald überflutete er sie mit überschwenglichen Schmeicheleien und erlaubte sich dabei zu ihrem geheimen Aerger stets die vertrauliche Anrede "Fräulein Billi".

In demselben Grade wie die Redseligkeit ihres Nachbarn zur Rechten sich entfaltete, nahm die Unterhaltungslust ihres Nachbarn zur Linken ab. Runo von Bernicke schien offenbar verstimmt, weil der kleine Fabrikbesitzer seine Dame fast ganz in Beschlag nahm, und wurde in Folge dessen auffallend schweigsam. Billi war froh, als endlich die Musik das Zeichen zum Aufheben der Tafel gab. Man verbeugte sich, schüttelte sich gegenseitig die Hände und wiederholte den törichtsten Wunsch "gesegnete Mahlzeit" einige Duzend Mal. Namentlich die Gastgeber wurden von den andrängenden Gästen fast gestürmt.

Auch Lohenstein hatte soeben der Form genügt. Im frohen Bewußtsein erfüllter Pflicht schritt er mit auf den Rücken gelegten Händen heiteren Angesichts durch den Saal.

"Aber um Gotteswillen, Karl!" Lohenstein war sich nun diesmal zwar keines Bergehens bewußt, im Gegenteil, er fühlte sich in seinem Innern unschuldig wie ein kleines Kind, aber dieser strafende Zuruf seiner Frau wirkte doch etwas beunruhigend auf ihn. Er ging im Geiste sofort eine ganze Gewissensforschung über gesellschaftliche Formfehler durch, ohne sich zu einem solchen bekennen zu müssen. "Was hast Du, mein Kind?" fragte er daher mit einer gewissen Würde und dem ruhigen Selbstbewußtsein eines Mannes, der sich von jeder Schuld frei weiß.

"Deine Handschuhe!" stieß seine Frau atemlos vor Aufregung hervor.

"Ich hab' sie an," rief Lohenstein ungeduldig, indem er seine Hände triumphierend vor die Augen hielt. — "Ja — was ist denn das?" flammelte er nun selbst betroffen, als ihm notgedrungen sein Blick auf dieselben fiel. "Das ist ja —"

"Ein grauer und ein gelber Handschuh," ergänzte seine bessere Hälfte ingrimmig.

(Fortsetzung folgt.)

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

Vom 1. bis 15. März.

1. März. Sonntag. (Quinquagesima.) Evang. (Luk. 18). Jesus heilt einen Blinden und verkündet seine Leiden. Albin, Bisch. († 549); Suidbert, Bisch. († 714); Eudoria, Mart. († 114). Sonnenaufg. um 6 U. 47 M., Untergang um 5 U. 35 M., Tagesl. 10 St. 51 M.

2. Montag. Simplizius, Papst († 483); sel. Agnes v. Böhmen, Prinzessin († 1282).

☾ Neumond um 7 Uhr 54 Min. abends. —

3. Dienstag. Kunigunde, Kaiserin († 1049). —

4. Mittwoch. Kasimir, Prinz († 1383); Lucius, Papst u. Mart. († 253). —

5. Donnerstag. Friedrich, Abt († 1175); Toleta, Aebtissin († 147).

— **6. Freitag.** Fridolin, Abt (540); Thietmar, Bisch. († 206); Chrodegang, Bisch. († 766). —

7. Samstag. Thomas v. Aquin, Kirchenlehrer († 1274); Felizitas u. Perpetua, Mart. († 231).

8. Erster Fasten-Sonntag. Evang.

(Matth. 4). Jesus wird, nachdem er 40 Tage gefastet, dreimal vom Teufel versucht und wird dann von Engeln bedient. — Johann v. Gott, Ordens-

stifter († 1540).

9. Montag. Franziska v. Rom, Witwe (1440); Gregor v. Nyssa, Kirchenlehrer († 400).

☾ Erstes Viertel um 10 Uhr 40 Min. abends. —

10. Dienstag. 40 hl. Martyrer († 320); Attalas, Abt († 636). —

11. Mittwoch. Gumbert, Mönch († 780). —

12. Donnerstag. Gregor d. Gr., Papst u. Kirchenlehrer († 604). —

13. Freitag. Euphrasia, Jgf. († 400); Rosina Jgf. —

14. Samstag. Mathilde, Königin († 968); Eutyches, Mart. († 741).

15. Zweiter Fasten-Sonntag. Evang.

(Matth. 17): Jesus wird vor seinen Jüngern auf dem Berge verklärt und spricht mit Moses und Elias über sein künftiges Leiden. Longin, Mart. († 61); Theodotia, Jgf. u. Mart. († 85); Zacharias, Papst († 752); sel. Klemens Maria Hofbauer († 1820).

4. März.

Der hl. Kasimir, Königssohn, Bekenner. († 1483).

Das Wort der Kirche: „Gedenke, o Mensch, daß du Staub bist und zu Staube wieder werden wirst,“ gilt für Könige und Bettler, für jung und alt, gebildet und ungebildet. Aber je höher der Mensch im gesellschaftlichen Range steht, desto leichter vergißt er diese unerbittliche Wahrheit und pflegt seinen Leib so, als wenn er ewig leben würde und vernachlässigt seine Seele so, als wenn sie nicht existierte oder nur ein kurzes Erden-dasein hätte.

Nicht so dachte der fromme Prinz Kasimir, der drittälteste Sohn Kasimir IV. von Polen. Seine Mutter Elisabeth, die Tochter Kaiser Albrecht II. von Oesterreich eine ebenso tugendhafte wie hochgebildete Fürstin, hatte die Erziehung ihrer zahlreichen Kinder dem gelehrten Domherrn Johann Dugloß übergeben. Dieser verstand es, im Herzen des jungen Kasimir alle jene Tugenden zu wecken und zu pflegen, wie wir sie später an einem hl. Aloysius oder Stanislaus bewundern. Mitten in den Vergnügungen und der Pracht des Königshofes liebte Kasimir die Einsamkeit, verlegte er sich auf die Wissenschaften, aber noch mehr oblag er dem Gebete und strengen Bußwerken. Statt in

den weichen Flaumenbetten der Königsfamilie schlief er auf hartem Boden oder kniete des Nachts zur Erde gebeugt vor den Türen dieses oder jenes Gotteshauses.

Dem hl. Mesopfer wohnte er mit solcher Andacht bei, daß er oft der Erde entrückt zu sein schien. In das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi versenkte sich Kasimir mit liebeglühender Inbrunst. Der Verehrung Mariens aber wandte er sich mit der ganzen Innigkeit seines Gemütes zu, die ihren Ausdruck in dem zarten und lieblichen Hymnus fand, den er selbst gedichtet: *Omni die die Mariae mea laudes anima!* (Alle Tage sing' und sage Lob Marien du, mein Mund!) Seine Liebe zu den Armen und Bedrängten schien keine Grenzen zu kennen, so daß er der Vater und Schützer der Hilfsbedürftigen hieß. — Bewunderungswürdig war seine jungfräuliche Keuschheit, die er von Jugend an bis zu seinem Tode in engelgleicher Reinheit bewahrte. Ja, Kasimir erklärte, lieber sterben zu wollen, als daß er auf den Rat der Aerzte, die ihm in schwerer Krankheit zur Ehe rieten, die Jungfräulichkeit preisgegeben hätte. Allen weltlichen Ehren war er abhold und es kostete ihn eine harte Ueberwindung, daß er auf das Drängen seines Vaters einwilligte, die ihm angebotene Krone Ungarns anzunehmen. Wie die Böhmen von den älteren Söhnen König Kasimirs IV. den Wladislaw zum Könige erbaten, so begeherten die Ungarn, aufgebracht über die Tyrannei des Johann Hunyads, den Prinzen Kasimir, den Neffen des im Jahre 1444 verstorbenen ungarischen Königs Wladislaw III., zu ihrem Beherrscher. Der Vater Kasimirs sagte ihnen denselben auch zu. Aber der Plan scheiterte an dem Widerstande Hunyads und der erst 13 Jahre alte Prinz Kasimir trachtete von nun an nur noch umso eifriger nach der Krone des Himmels, so daß er von seinem Vater nicht bewogen werden konnte, teil an der Regierung von Polen oder Litauen zu nehmen.

Um die Einheit des katholischen Glaubens besorgt, bemühte er sich das russische Schisma zu beseitigen und bewog seinen Vater, zu dem der damaligen Zeit angepaßten Gesetze, daß die Schismatiker in Polen und Litauen keine neuen Gotteshäuser bauen oder die alten nicht wiederherstellen dürften. „Früh vollendet, hat er viele Jahre ausgefüllt,“ dieses Schriftwort gilt auch vom hl. Kasimir, der, erst 25 Jahre alt, am 4. März 1483 in Wilna selig im Herrn verschied und in der Domkirche zu Wilna beigesetzt wurde. Seinem Wunsche gemäß legte man ihm auf seine Brust eine Abschrift des von ihm so oft im Leben in heißer Liebe zur Gottesmutter gebeteten Hymnus: *Omni die* (Alle Tage sing' und sage) gelegt, die bei Oeffnung des Grabes im Jahre 1604 gleich dem Leibe des Heiligen noch unverfehrt aufgefunden wurde. Durch viele Wunder, darunter eine Totenerweckung, verherrlichte Gott diesen engelgleichen Königssohn, der von Papst Leo X. im Jahre 1522 heiliggesprochen und zum Schutzpatron Polens erhoben, so wie der Jugend zum vollkommensten Muster der Tugend und Reinigkeit vorgestellt wurde.

Möchte die Jugend unserer Tage dieses herrliche Beispiel St. Kasimirs nachahmen, der mitten in den Ergötzlichkeiten des Königshofes und weltlichen Lockungen mit heiliger Standhaftigkeit das Irdische verachtete und das Himmlische anstrebte.

Ein ernster Maskenscherz.

Mag eine Zeit noch so betrübt und arm-selig dreinschauen, die Lebensmittel noch so teuer, die Wohnzinsse noch so hoch stehen — wenn Fastnacht kommt, so ist, als hätte sie alles Kummern und Sorgen so leicht wie Flaumfedern weggeblasen, und ist allenthalben eine lärmende Lustbarkeit in Stadt und Land durch einige Tage und Nächte, daß man wirklich meinen möchte, es sei das „lachende Fieber“ in die Leute gefahren. Am besten wäre es sicherlich, könnte man diesen stark fortwuchernden Schößling altheidnischer Kultur gründlich ausreißen. Diemeil aber ein solches Unterfangen einen sündflutlich hereinbrechenden Entrüstungsturm absetzen würde, tut man besser, wenn man die Fastnachtsfreuden wenigstens auf ehrbare, mäßige Bahnen zu führen trachtet. Freue dich zur Fastnacht, aber nicht mit dem Teufel auf ausgelassenen Tanzböden, mit ihren bösen frechen Beispielen und offenen Verführungen, nicht mit Fraß und Völlerei, nicht in der Finsternis nächtlichen Maskentreibens — sondern im Herrn: das heißt, an einem anständigen Ort, wo Gottesfurcht und Ehrbarkeit wohnen, und unter anständigen Leuten, die auf Christentum und auf Ehr und Tugend halten. Der junge Tobias hielt auch einigemal ein Freudenfest, die Gäste aßen und tranken und waren fröhlich — aber im Herrn, weshalb auch der Erzengel Raphael heiter mithielt. — Aber wie mancher dieser maskierten Tanz- und Ballgäste erwacht am Morgen mit Asche, statt Rosen in den Haaren, und mit Reue, brennender Reue im schuldbewußten Herzen. Zu spät. — Statt weiterer Ach- und Wehrufe über die Fastnachtslustbarkeiten möchte ich den lieben Leser einen ernsten Maskenscherz erzählen, der ihn belehrt, was auch hinter den glänzendsten Vergnügungen lauert.

Am 15. Februar des Jahres 1767 gab der französische Gesandte in Wien ein glänzendes Maskenfest. Den großen Saal des am Stephansplatz gelegenen Hotels erhellten vierhundert Wachskerzen, in den Nischen, zwischen den Blumen plätscherte duftendes Wasser, und Kränze ohne Zahl schmückten Türen und Fenster und umrahmten die venetianischen Spiegel.

Inmitten des Saales schwangen sich Kreuzritter und Bäuerinnen, Harlekins und Dianen, Mohren und ländliche Milchmädchen im Tanze; in den Nebenzimmern funkelte das Gold auf den Spieltischen, auf der Treppe aber, den weißen Stab in der Hand, stand der Haushofmeister, standen Pagen, Leibjäger und Livreebediente zum Empfange des Kaisers. Beinahe schlug die Uhr auf dem Stephansturm. — Da plötzlich eine Karosse. Die Diener sprangen an dem Schlag, der Haushofmeister hob den Stab, die Tänzer hielten ein, und während die

Zeitgeschichten.

Musik im Tusch aufjubelte, schritt der Monarch die Treppe empor in den Saal. Verbeugungen, Vorstellungen, dann wieder Musik und Maskenwirbel.

Elf Uhr. — Während die Glocke langsam aushebt, ruht der Tanz. Da plötzlich tritt eine hühnenhafte Figur mit schwarzer Maske durch die weit aufgerissenen Türflügel in den Saal. Auf ihrem Haupte blitzt eine Kaiserkrone, in ihrer Linken das Reichszepter und der Reichsapfel, die Rechte hält ein eisernes Schwert. Mitten durch die übrigen Masken, die unwillkürlich ehrerbietig Platz machten, schritt der Seltsame gerade auf den Kaiser zu und reichte ihm vertraulich die Hand. Ein wenig betroffen trat Josef zurück, dann aber faßte er sich sogleich und schlug ein. „Willkommen Maske!“ „Guten Abend, Herr Kaiser!“ — „Wer sind Sie?“ — „Was Sie sind, das sagt Ihnen mein Anzug.“

„Sehr sonderbar und lech“, sagte der Monarch zu den Umstehenden, „der Anzug eines Kaisers bei der Krönung zu Frankfurt.“

„Eine prächtige, eine zu prächtige Maske!“ riefen mehrere, den Mann im Kaiserornate umringend, und Josef, ihn auf die Seite ziehend, fragte wieder und dringender: „Wer sind Sie?“

Die Maske reichte ihm nur die Hand und gab zu verstehen, er möchte ihm nur den Anfangsbuchstaben ihres Namens hineinschreiben.

„Habe ich das nötig? Ich befehle, daß man mir den Namen sage!“

„Maskenfreiheit!“ rief der Kühne, drehte sich um und verlor sich im Gewühle; Josef ließ ihn gehen; bald nachher, als eine Quadrille getanzt wurde, begegneten sie sich wieder. „Werde ich's bald erfahren?“

„Punkt zwölf Uhr!“ war die Antwort.

Die Wachen erhielten Befehl, die Maske nicht aus den Augen zu lassen, und sie am Ausgange aus dem Saale zu verhindern. Bald war es allgemein bekannt, dieselbe werde sich um Mitternacht demaskieren. Die Erwartung war aufs äußerste gespannt.

Der Monarch, eine Uhr in der Hand haltend, zählte die Minuten. Auf einmal rief er: „Zwölf Uhr!“ und seine Blicke flogen durch den Saal. Langsam, von den Neugierigen im Schwarm gefolgt, schreitet die schwarze Maske abermals auf den Kaiser zu, der auf einer Estrade Platz genommen. Die Musik schweigt Aber nicht die Larve, sondern der Mantel, der goldene Gürtel und die Tunika fällt und — ein Totengerippe steht da.

Starr und stumm stehen die Herren; die Damen aufschreiend, drängen nach dem Ausgange. Der erste, der die Fassung, das Wort findet, ist Kaiser Josef: „Bei Gott“ ruft er, „eine starke Lektion! Aber ich werde sie gut anzuwenden wissen Halt!“ setzte er hinzu, da die Herren seines Gefolges die Maske drohend umringten. „Halt! Niemand hindere ihn, den Saal zu verlassen, niemand hindere ihn. Seine Majestät der Tod haben einen Passpartout!“ (Freipass).

— 30.000 Kronen vergessen. In einem Selchergeschäft des 10. Bezirkes in Wien stand eine einfach gekleidete Frau und machte einen Einkauf für wenig Geld. Plötzlich wurde sie aufgeregt. Sie erklärte, nicht früher fortzugehen, bis man ihr ein auf den Ladentisch gelegtes Paket ausgehändigt habe, das 30.000 Kronen enthalte. Ein einfaches Paket sei es gewesen: Zeitungspapier mit Spagat umbunden. Daß man die Frau auslachte, die scheinbar das Opfer einer fixen Idee war, und ihre Forderung schroff zurückwies als sie zudringlicher wurde, bot ihr wenig Trost. Während des Wortwechsels erinnerte sie sich, daß sie kurz vorher in einem gegenüberliegenden Delateffengeschäft gewesen sei, wo sich das Paket vielleicht vorfinden könnte. Sie eilte über die Straße, ein Bursche aus der Selcherei ihr nach, der im Auftrage des Meisters Zeuge der Lächerlichkeit der Behauptung der Frau sein sollte. Er kam aber nicht auf seine Rechnung. Die Frau fand das Paket, trug es triumphierend in den Selchladen hinüber öffnete es — und zeigte den erstaunten Anwesenden Banknoten über Banknoten. Der Selcher wurde bedeutend höflicher, als er es vordem gewesen war und erkannte, daß man nicht in allen Fällen Reichtum zu sehr nach dem schlichten Äußeren beurteilen dürfe. Auch das Paket hatte äußerlich nichts gleichgesehen und enthielt doch das nicht geringe Vermögen einer Frau, der man den eventuellen Verlust nie geglaubt hätte.

— Teures Hochzeitsmahl. Ein Luxusmahl wurde in einem der Petersburger fashionablen Restaurants vom Warschauer Fabrikanten S. anlässlich der Trauung seiner Tochter gegeben. Es wurden etwa 80 Personen mit einem Souper zu 50 Rubel (126 K) pro Kubert bewirtet. Der Wein kostete extra 4600 Rubel, wobei für vier Flaschen Cognak aus dem vorigen Jahrhundert etwa 800 Rubel gezahlt wurden.

— Eine Falschmünzwerkstätte im Zuchthause. Ein fideles Gefängnis muß die preussische Stadt Rendsburg haben. Unterm 24 Feber wird nämlich von dort berichtet: Seit mehreren Wochen war es hier und in der Umgebung aufgefallen, daß eine große Anzahl falscher Fünfmarkstücke kursierte. Nach längeren Bemühungen kam die Behörde auf die Vermutung, daß diese falschen Münzen aus dem Zuchthause selbst herauskommen. Ein Kriminalkommissär ließ sich deshalb als Pseudogefangener im Zuchthaus internieren und konnte nun nach einigen Wochen angestrebter Bemühungen feststellen, daß tatsächlich falsche Stücke in der Zelle des Gefangenen von einem wegen Münzvergehens verurteilten Sträfling unter Mitwirkung des Gefangenenaufsehers hergestellt werden. Der Sträfling hatte dem Aufseher den Ort beschrieben, wo er Falschmünzwerkstätten versteckt hatte und der Beamte brachte die Gerätschaften in das Zuchthaus. Auf diese Weise wurde die Zelle des Gefangenen während der Nacht zur Werkstatt, in der fleißig gestedt und leise

gehämmert wurde. Das Geräusch wurde schließlich zum Verräter.

— Ein Bahnzug in Oberösterreich abgestürzt. Am 24. Feber ist infolge einer Dammrutschung bei Kilometer 99 der Strecke Linz-Selztal der Zug Nr. 515 entgleist. Das Unglück ereignete sich um 12 Uhr 20 Min. mittags bei der Talsahrt des Zuges. Der Zug passierte eine gerade im Rutschen befindliche Stelle des Bahndammes und stürzte über diese hinunter. Die Maschine samt der aus 6 Waggon bestehenden Garnitur wurde stark beschädigt. Nach den vorliegenden Meldungen war der Zug von nur 15 Reisenden besetzt, von welchen 3 schwer und 4 leicht verletzt wurden. Von dem im Dienste gestandenen Bahnpersonal ist der Heizer Karl Lehner des Heizhauses Linz den schweren Verletzungen bereits erlegen. Der Lokomotivführer und der Manipulationskondukteur erlitten schwere, der Zugführer und die beiden Revisionskondukteure leichte Verletzungen.

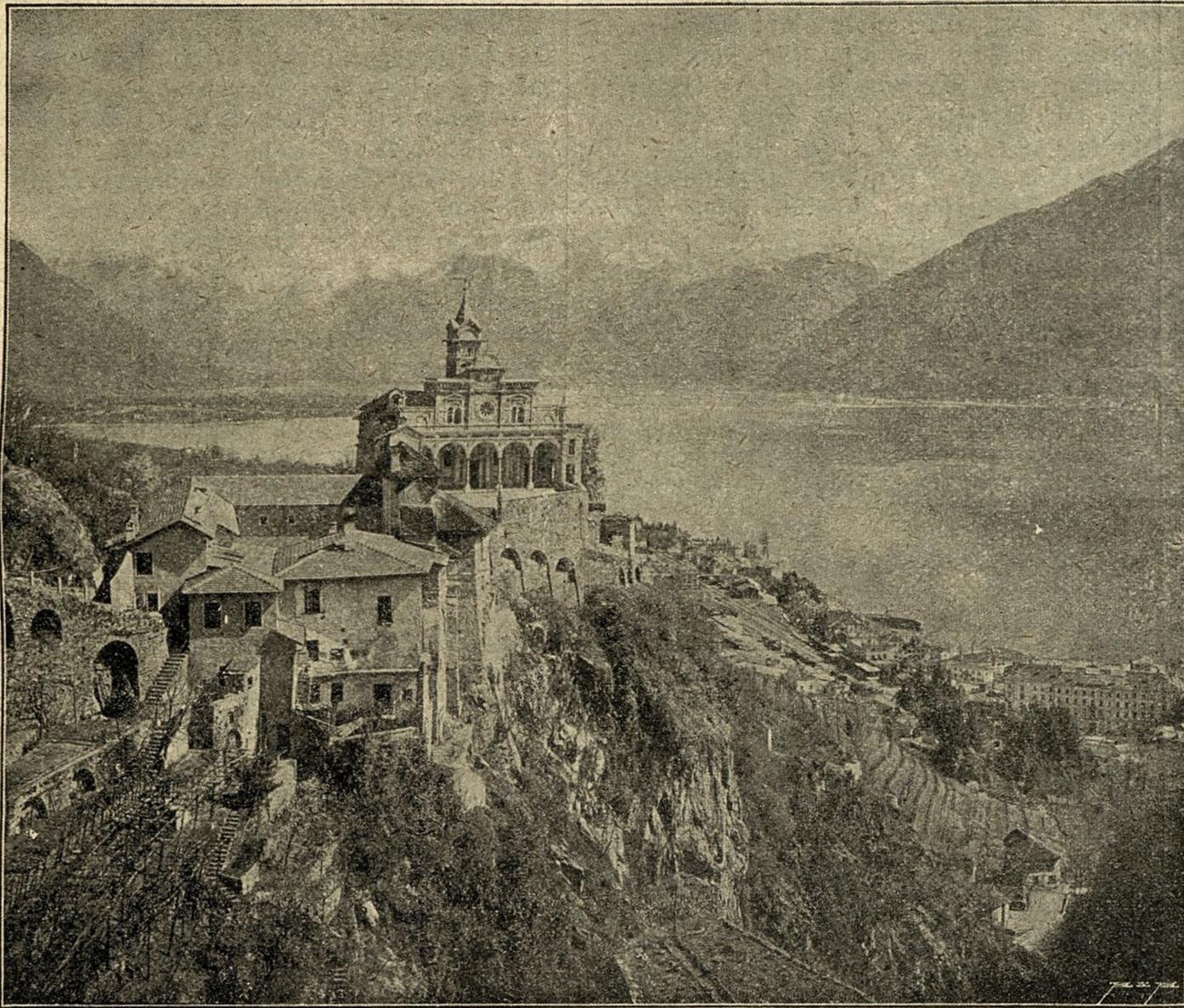
— Eine gute Einrichtung. Bekanntlich wird sehr viel Geld am Samstag, wenn die Arbeiter den Wochenlohn ausbezahlt erhalten haben, in den Wirtshäusern vergeudet. In Schweden sind die Wirtshäuser an Samstagen, als den Zahltagen, geschlossen, während die Sparkassen bis Mitternacht geöffnet sind. Keine Regierung kann einen Menschen zwingen, sein Geld zu sparen; aber dieses schwedische System eifert an, es dort zu hinterlegen, wo es auch am besten aufbewahrt und für den Gebrauch aufgespart bleibt.

— Trauriges Hochzeitsmahl. Der Bankbeamte C. feierte mit der 18jährigen Tochter eines Telegraphenbeamten in Friedenau Hochzeit. Beim Hochzeitsmahl übergab ein Bote der jungen Frau einen Brief. Sobald sie einige Zeilen gelesen hatte, stieß sie einen Schrei aus, brach zusammen und fing an zu toben. Ein Arzt stellte plötzlich eingetretenen Wahnsinn fest. Der Brief war von einer früheren Braut des jungen Ehemannes abgeschickt worden. Dieser wurde darin aufgefordert, anderweitigen Vaterpflichten nachzukommen.

— Die ertappte Zauberin. Wie es immer wieder Leute gibt, die auf Wahrsagen, Kartenauslegen und derlei Humbug hineinfallen und in abergläubischer Weise ihr Geld opfern, muß man sich wundern; und doch sterben diese Menschen nicht aus. In Ebenkoben in der bairischen Pfalz besaßte sich seit langem eine Frau mit Kartenlegen und ähnlichen Dingen; sie hatte einen ausgedehnten Kundenkreis. Neben dem Kartenlegen betrieb sie den Verkauf eines Trankes, für den sie 6 Kronen per Flasche nahm. Das Tränkchen sollte ungetreue Liebhaber und Ehemänner zurückführen. Sie erfand ferner einen „geheimen Schweizerbund“, dessen Mitglied zu sein sie vorgab und redete den Leuten ein, in dieser Eigenschaft könne sie jede Summe Geldes verdoppeln und verdreifachen. Eine reiche Witwe übergab der Zauberin nach und nach die Summe von 12.000 Kronen mit dem Auftrag, sie zu verdoppeln. Der Humbug wurde ruchbar und es erfolgte die Strafanzeige.

Der Wallfahrtsort Madonna del Sasso.

Westlich über der Stadt Locarno, Kanton Tessin, Schweiz, am Lago Maggiore, erhebt sich auf felsigem Untergrunde ein Kapuzinerkloster mit der herrlichen Wallfahrtskirche Madonna del Sasso (Maria vom Stein oder vom Felsen). Wohl wenige Wallfahrtsorte werden sich einer so schönen Lage rühmen können, wie gerade dieser und man kann sich denken, daß er fleißig besucht ist, nicht nur von vielen frommen Verehrern der Gottesmutter, sondern auch von fremden Touristen, die sich hier erfreuen wollen an Gottes schöner Natur. Möge die Fürbitte der Muttergottes sie alle segnen.



Der Wallfahrtsort Madonna del Sasso.

Beinahe arretiert.

Als König Alfons von Spanien kürzlich seiner getreuen Stadt Sevilla einen Besuch abstattete, äußerte er den Wunsch, den alten und interessanten Trödelmarkt der Stadt zu besuchen. Obgleich er sein Vorhaben nicht offiziell angekündigt hatte, war der Polizei doch etwas davon zu Ohren gekommen und das Schutzmannaufgebot auf dem Marktplatz war ein größeres wie zu gewöhnlichen Zeiten. Der junge König kam denn auch, aber nicht in großer Gala, sondern wie es sich für den Besuch eines Trödelmarktes geziemt, zu Fuß und in Zivil. Der König ist sehr populär und den meisten Spaniern von Ansehen oder vom Bilde her bekannt. Als

er sich nun unter die Tröbler mischte, erklangen von verschiedenen Seiten freudige „Vivas“. Die Schutzleute, welche die Wege frei hielten, lugten eifrig nach dem erwarteten König aus, als sie das Rufen hörten. Als nun der einfach gekleidete König einen Weg überschreiten wollte, faßte ihn ein dienst-eifriger Polizist, der ihn nicht erkannte, am Arm und sagte: „Sie dürfen hier nicht durch, junger Mann!“ — „Na, mich müssen Sie doch schon durchlassen,“ erwiderte der König. — „Wenn Sie den Befehl nicht Folge leisten,“ drohte der Schutzmann pathetisch, „müssen Sie mit zur Wache, der Weg bleibt für den König frei!“ — „Danke schön, der bin ich nämlich selber,“ antwortete König Alfons lachend, und den verdutzten Schutzmann stehen

lassend, schritt er seines Weges, um weiter alte Karitäten von höchst zweifelhaftem Wert für seine Sammlungen einzuhandeln.

Durch den Rosenkranz.

Am 9. März 1615 wurde in Glasgow der Jesuitenpater Ogilvie als Opfer der Katholikenverfolgung gehängt. Zu dieser Zeit durfte kein katholischer Priester in Schottland leben; auf sein Verweilen war Todesstrafe gesetzt. Der zum Tode Verurteilte ging mit aller Ruhe zur Richtstätte. Ehe der Henker sein Werk tat, warf der Märtyrer seinen Rosenkranz unter die den Galgen umstehende Menge. Der Rosenkranz flog einem Deutschen, dem Baron Johann von Eckershausen,

an die Brust. Der Edelmann teilte dieses Ereignis selbst mit und zwar in folgender Weise: „Ich war,“ schrieb er, „auf Reisen in England und Schottland, wie es für junge Leute meines Standes damals üblich war. Ich war noch sehr jung und schwach im Glauben. Zufällig kam ich nach Glasgow, an dem Tage, an welchem Pater Ogilvie das Schaffot bestieg; ich kann nicht die stolze, edle Haltung beschreiben, mit welcher er den Todesgang machte. — Nachdem er den Katholiken unter den Zuschauern sein letztes Lebewohl gesagt, warf er seinen Rosenkranz unter sie. Der auf's Geratewohl geworfene Rosenkranz traf mich an die Brust und ich hielt ihn da mit der Hand fest. Aber die Katholiken warfen sich mit solchem Eifer darauf, daß ich ihn gehen lassen mußte, wollte ich nicht erdrückt werden. — Nichts lag mir in jenem Augenblicke ferner als die Religion. Meine Gedanken waren hunderte von Meilen hingewandert; und doch — von diesem Augenblicke an hatte ich keine Ruhe mehr. Dieser Rosenkranz hatte mein Herz verwundet. Wo immer ich hinging — ich hatte keinen Frieden. Mein Gewissen regte sich und immer begleitete mich der Gedanke: „Warum hat der Rosenkranz des Märtyrers gerade mich getroffen und keinen andern?“ — Mehrere Jahre verfolgte mich diese Frage, bis mein Gewissen endlich den Sieg davontrug. Ich sagte mich vom Calvinismus los und wurde katholisch. Ich schreibe meine Bekehrung dem Rosenkranze zu, welchen ich, wenn er in meinem Besitze wäre, für nichts in der Welt vertauschen würde und für welchen, wenn ich ihn kaufen könnte, mir kein Preis zu hoch wäre.“

König und Esel.

Auf einem weiten Spaziergang, den der preussische König Friedrich Wilhelm IV. ohne jede Begleitung unternahm, stieß er auf eine alte Frau, die sich vergebens abmühte, ihren Esel, der ein kleines, mit Grünwaren beladenes Gespann zog, aber durch einen am Wege liegenden Baumstrunk zu Fall gekommen war, wieder in die Höhe zu richten. — In seiner bekannten Herzensgüte legte der Monarch selber mit Hand an, und den vereinten Anstrengungen gelang es, das Grautier wieder auf die Füße zu bringen. Nach aufgehobener Tafel, während des Kaffees, erzählte der König das erlebte Abenteuer, das allgemeine Heiterkeit erregte. Nur ein erst kürzlich und auf besondere Fürsprache einflußreicher Verwandter zum Kammerherrn ernannter Freiherr, dessen geistige Beschränktheit so bekannt war, wie sein Dünkel, äußerte, daß es wohl das erstemal sei, daß ein König sich mit einem Esel befaße und die Weiterverbreitung dieses Vorfalles am Ende der Würde der Majestät in den Augen des Pöbels schaden könne. Lächelnd klopfte Friedrich Wilhelm dem Höfling auf die Schulter. „Seien Sie unbesorgt, lieber Baron,“ meinte er in seiner sarkastischen

Weise — das schadet mir gar nicht — man weiß am Hof und in der Stadt, daß es nicht der erste Esel ist, dem ich empor zu kommen verholfen.“ — Unter bittersüßem Lächeln verbarg der „Emporgekommene“ die königliche Beschämung.

Ein Brief aus Amerika.

Ein Brieflein aus Amerika,
Viel Neues wahrlich gibt es da —
Dort schwitz man auch wie hierzuland,
Doch kriegt man auch was auf die Hand.
Das war einmal — heut ist's auch dort
Wie schon an jedem andern Ort,
Der Kleine radert sich im Schweiß,
Der Große trägt davon den Preis.
Das Geld ist Macht und Macht ist Recht,
Da geht's dem Kleinen Manne schlecht;
Des Schweißes spottet eine Welt,
Der alles feil ist um das Geld. X

Ein Mißverständnis.

Friedrich der Große konnte nichts weniger bei seinen Offizieren leiden, als Weichlichkeit, namentlich waren ihm die kostbaren weichen Pelze zuwider, welche die reichen Husarenoffiziere, wenn sie in den Winternächten auf Wache zogen, bei ihren Rondegängen über die Uniform zu ziehen pflegten; er hatte deshalb strengen Befehl gegeben, keine Pelze in das Wachtlokal mitzubringen, aber trotz alledem wurden sie doch allabendlich eingeschmuggelt. Eines Abends kehrte der König von einem größeren Spazierritt nach Sanssouci zurück und trat unerwartet in das Zimmer des wachhabenden Offiziers. „Ist etwas Neues vorgefallen,“ fragte er den jungen Mann, indem sein Adlerauge das Zimmer musterte und sogleich einen verbotenen langen Pelz an der Wand hängend erblickte. — „Der englische Gesandte erwartet Eure Majestät im Vorzimmer, sonst weiß ich nichts zu melden!“ antwortete der Offizier salutierend. — „So, so!“ machte Friedrich und trat auf das verhängnisvolle Kleidungsstück zu; „der Pelz gehört wohl Ihm?“ inquirierte er, indem er mit der Reitgerte auf denselben klopfte. — „Zu Befehl, Majestät!“ war die Antwort des Offiziers. Ohne ein Wort zu sagen, griff der König nach dem Pelz und warf ihn ins lodernde Kaminfeuer. Vollkommen gleichgiltig blickte der junge Kriegsmann ins Feuer und Friedrich fuhr fort: „Der Verlust wird Ihm schmerzen, aber er weiß ja, ich kann die Pelze bei meinen Soldaten nicht leiden!“ — Der Offizier schüttelte den Kopf: „Mir kann der Pelz ganz gleichgiltig sein, Majestät, denn er ist ja nicht mein Eigentum, sondern er gehört dem englischen Gesandten!“ — „Der Teufel auch!“ fuhr der König auf und versuchte den Pelz aus den Flammen zu ziehen, aber derselbe war bereits zum größten Teile verkohlt. „Ich habe Ihn ja doch gefragt, ob Ihm der

Pelz gehört?“ sagte er ärgerlich. — „Und ich habe Eurer Majestät doch untertänigst berichtet, daß er ihm, d. h. dem Gesandten gehört!“ erwiderte kaltblütig der Offizier. — „Ei, das ist ja ein fatales Mißverständnis, und ich werde wohl die Kosten desselben tragen müssen,“ lächelte der König; „gibt's aber Krieg,“ fuhr er dann fort, wegen des Pelzes, dann stecke ich ihn dafür in die Avantgarde!“

gegen seinen Sträfling. Ein Offizier, dem Münnich viel Gutes getan und zu seiner Beförderung beigetragen, bemerkte auf einer Durchreise die Begünstigung, welche der General genoß und er war so niederträchtig und zeigte es bei Hofe an. Der Ortskommandant wurde abgesetzt und Münnich streng gehalten. Nach einigen Jahren wurde der General zurückberufen und in die früheren Ehrenstellen eingesetzt. Es jügte sich, daß



Ein Brief aus Amerika.

Großmut.

Der russische General Münnich, der im großen Ansehen im Reiche stand, fiel in die Ungnade des Kaisers und wurde nach Sibirien verbannt. Der Kommandant des Ortes, wo er sich aufzuhalten hatte, suchte ihm sein Schicksal zu erleichtern und erlaubte ihm, frei im Orte herumzugehen. Er tat dies aus freien Stücken in besonderer Rücksicht

jener verräterische General zu ihm kam. Voll Angst warf er sich ihm zu Füßen. „Stehen Sie auf, sagte der alte Münnich, wenn mein Herz dem Ihrigen gleich wäre, dann würde ich mich jetzt rächen; aber jetzt weiß ich, Sie können niemand mehr schaden und deshalb können Sie ruhig sein.“

Aus verschiedenen Ländern.

Kirchliches.

Einen Mahnruf an die Orientalen, sich wieder mit der römisch-katholischen Kirche zu vereinigen, hat Papst Pius X. anlässlich des 1500 jährigen Todestages des großen hl. griechisch-morgenländischen Kirchenlehrers Johannes Chrysostomus gerichtet, indem er an die vielen Bemühungen der abendländischen Kirche um die Wiedervereinigung der morgen- und abendländischen Kirche und an die mütterliche Vorliebe, mit der die römische Kirche die morgenländischen Kirchen auszeichnet, erinnerte. Der Patriarch von Antiochien feierte am 12. Februar mit andern orientalischen Bischöfen in der Sixtinischen Kapelle des Vatikans in Anwesenheit des Papstes ein feierliches griechisches Hochamt zum Chrysostomus-Jubiläum.

Die Jubiläums-Pilgerfahrt nach Maria-Lourdes geht am 4. Mai 1908 von Wien ab und nimmt die Richtung ein: Wien, Mailand, Genua, Nizza, Marseille, Lourdes und retour Marseille, Nizza, Genua, Mailand, Venedig, Wien. Programme erhält man bei Herrn P. Josef M. Deutsch, Prior in Gutenstein, Herrn Pfarrer Semmelhofer in Waidmannsfeld (Post D. D. Piestingtal) und Herrn Anton Gradl, Wien, I., Operngasse Nr. 10, Kandidengeschäft.

Die kirchliche Trauung des Fürsten von Bulgarien, der Apostat genannt, erfolgte am 20. Feber nach katholischem Ritus, nachdem der Fürst die katholische Erziehung seiner Kinder zugesichert hat und das durch die Umtaufung des Prinzen Boris begangene Unrecht wieder nach Möglichkeit gutzumachen versprochen hat. Daß der Fürst dem Papste eine große Geldsumme gegeben für die Bewilligung der katholischen Trauung, wie von kirchenfeindlicher Seite behauptet wurde, ist eine Erfindung. Fürst Ferdinand von Bulgarien ist katholisch, seine Braut, eine Prinzessin von Ruß, protestantisch.

Oesterreich-Ungarn.

Die Landtagswahlen, die sich eben in Böhmen, Tirol und Krain vollzogen, brachten große weitere Niederlagen des Judenliberalismus, ob er sich deutschliberal oder jungtschechisch heißt, und herrliche Siege der Christlichsozialen: in Deutschtirol siegten in allen Landgemeindenbezirken die deutschen Christlichsozialen, in Italienisch-Tirol die italienischen, in Krain die slovenischen, und auch mehrere Städtemandate wurden erobert. Für Deutschböhmen, woselbst die Christlichsozialen doch in der letzten Landtagsperiode gar kein Mandat hatten, jubelten die Judenblätter, ihre Leser über die obigen riesigen Siege der christlichen Idee hinwegtäuschend, daß die Christlichsozialen gänzlich zurückgeschlagen worden seien; die liberale antichristliche „Reichenb. Btg.“ betonte, daß für die „aus Wien importierte Giftpflanze“ (Christlichsozial) im „freiheitlichen“ Deutschböhmen kein Raum sein dürfe! Und siehe da, die Christlichsozialen Deutschböhmens brachten es in den Landgemeindenbezirken am 20. Feber auf fast 5000 Stimmen,

obchon sie nur in wenigen Bezirken einsetzten und bewirkten in 4 Bezirken (Plan, Krummau, Bergreichenstein-Bischofstein) Nachwahlen, bei denen nach den vorläufigen Resultaten im Plan-Beserik-Marienbad-Deplizer Bezirke am 25. Feber der Christlichsoziale Agrarier Realschulprofessor Franz Walters in Plan mit 2203 Stimmen gegen den radikalen Dr. Turba (2052 St.) siegte. In Südböhmen siegte im Krummauer Bezirke der „freiheitliche“ Reiterer nur mit Hilfe der liberalen Tschechen über den Christlich-deutschen Agrarier Stürzl. Die Jungtschechen retteten am 20. Feber sich gar nur 1 Mandat, die Deutschliberalen nur 2. Die Ergebnisse der Städtewahlen Böhmens (27. Feber) stehen zur Stunde noch aus, doch dürften auch da die Christlichsozialen erhebliche Fortschritte zu verzeichnen haben. Das Eis ist gebrochen. Auch in den Landtag Böhmens ziehen diesmal deutsche christl.-soz. und auch tschechische Kath. nationale ein! Im Städtewahlbezirk Georgswalde usw. wurde gewählt der Christlichsoziale, Redakteur Bühr mit 527 gegen 346 Stimmen.

Offiziersgagen und Mannschaftslöhnung. In der österreichischen Delegation wurde für das reichsgemeinsame Heer am 25. Feber der Antrag Latour-Schraffl auf Erhöhung der Mannschaftslöhnung und der Offiziersgagen angenommen; die Christlichsozialen hat das Junktum gestellt, nämlich die Erhöhung der Gagen dürfe nur eintreten, wenn auch die bekannte verlangte Ausbesserung für die einfachen Soldaten erfolgt.

Deutschland.

Die Finanznot des Reiches ist unter der liberalen Blockpolitik gestiegen. Wegen Schulden, Defizit und der Unklarheit über die Entdeckung neuer Steuerquellen ist der Kanzler Bülow in Verlegenheit: er findet keinen Schatzsekretär für den vakanten Posten, den er vergeblich ausbietet wie sauer Bier. Hervorragende Persönlichkeiten lehnten bisher wegen befürchteter Blamage ab.

Frankreich.

Wieder ein jüdischer Verräter. Das Kriegsgericht in Toulon verurteilte den ehemaligen jüdischen Schiffsführer Ulmo wegen Landesverrates zu lebenslanglichem Gefängnis und Degradation. Ulmo hat Revision eingelegt. — Mit dem Schiffskapitän Dreifuß wurde seinerzeit mehr Aufhebens gemacht, da er ein jüdischer Millionär war, bis er schließlich rehabilitiert wurde.

Italien.

Aus der freimaurerischen Häuslichkeit. Der gewesene liberal-freimaurerische Unterrichtsminister Nasi, welcher die Behörden jahrelang an der Nase zu führen wußte, ist unter dem Druck der öffentlichen Meinung nun doch dem längst verdienten Schicksal nicht entgangen: am 24. Feber wurde er vom römischen Staatsgerichtshof wegen fortgesetzter Veruntreuungen von Staatsgeldern verurteilt. Aber man ließ statt der riesigen veruntreuten Summen nur kleinere Beträge als widerrechtlich zu rein persönlichen, privaten Zwecken vergeudet gelten, maß ihm mildernde Umstände bei und verurteilte ihn nur zu 11 Monaten und 20 Tagen Strashaft

und in die Prozeßkosten. — Die Sozialdemokratie und die Loge sind jetzt in der Kammer tätig, in Italien den Religionsunterricht an den Schulen, der von Staatswegen ohnehin schon abgeschafft ist, auch insofern auszuschalten, daß jetzt nicht einmal die Gemeinden als solche beliebig durch Mehrheitsbeschluß den Religionsunterricht in ihren Ortsschulen offiziell belassen dürfen. Die Debatte hierüber ist noch nicht abgeschlossen.

Marokko.

In Marokko finden die Franzosen viel Arbeit. Kürzlich hatten sie, ins Innere des Landes dringend, an zwei Stellen harte Kämpfe zu bestehen und mußten sich den Rückzug mit dem Bajonette erkämpfen. Die Spanier haben den Küstenplatz Mar-Chia besetzt, und werden ihn mit Erlaubnis der Franzosen, die ihnen Dank schuldig sind, weil sie mit eingriffen, für sich behalten. Es ist ein guter Hafen dort.

Rußland.

In Rußland ist wieder eine ganze Mördergesellschaft erwischt worden. Zugleich wurden Waffen, Bomben, Schießbaumwolle und viel Dynamit von der Polizei erbeutet. Unter den Verhafteten sind weibliche Verwandte eines Millionendiebs. Die Mädchen besserer Kreise wuchsen dort religionslos auf und gehen dann zu den revolutionären Meuchelmördern. — General Stöfel wurde zum Tode verurteilt. Er hat Port Arthur zu früh übergeben. Dadurch konnte General Kogi, der die Festung belagert hatte, rechtzeitig bei Mugaen erscheinen, wodurch dort die Niederlage der Russen herbeigeführt wurde. General Stöfel wird vom Kaiser Nikolaus jedenfalls zu einigen Jahren Festungshaft begnadigt werden. Die übrigen angeklagten Generale wurden freigesprochen; einer erhielt einen bloßen Verweis.

Rechtskunde.

Konzessionierung von Gast- und Schankgewerben.

Anlässlich einer einschlägigen Beschwerde hat neuestens der k. k. Verwaltungsgerichtshof das Erkenntnis gefällt, daß die Rekursbehörde eine in der ersten Instanz aus anderen Gründen verweigerte Gastgewerbekonzession auch wegen des Mangels des örtlichen Bedarfes verweigern kann. Nach den Grundsätzen des Administrativverfahrens habe die Landesbehörde als Rekursinstanz selbständig, ohne an die Gründe der ersten Instanz gebunden zu sein, zu überprüfen, ob die gesetzlichen Voraussetzungen zur Erteilung einer Gast- oder Schankgewerbekonzession vorliegen. Demgemäß ist sie berechtigt und verpflichtet, mit der Abweisung vorzugehen, wenn sie den Lokalbedarf nicht für gegeben erachtet, auch wenn die erste Instanz dieses Moment in ihrer Entscheidung nicht angeführt hatte. Der Mangel des örtlichen Bedarfes ist nämlich bei Gast- und Schankgewerben nach der geltenden Gewerbegesetzgebung ein gesetzlicher Grund für die Verweigerung der Konzession. Die Bestimmungen über die Gesellenprüfungen nach dem neuen Gewerbegesetz traten mit

dem 16. Feber in Kraft. Diese Prüfungen werden in eine praktische und theoretische zerfallen. Die praktische Prüfung besteht in der Anfertigung eines Gesellenstückes und in einer Arbeitsprobe. Bei einzelnen Gewerben, als: Fleischern, Bäckern, Zuderbäckern, Ziegel- und Schieferdeckern und Färbern wird die Arbeitsprobe genügen und es wird darum das Gesellenstück ausfallen. Die theoretische Prüfung besteht in der Besprechung des Gesellenstückes, des Wertes und der Beschaffenheit der hiezu verwendeten Roh- und Hilfsstoffe u. a. Das Ergebnis der Prüfung ist in dem „Gesellenbriefe,“ der auszustellen ist, mit dem Beurteilen: Ausgezeichnet, gut oder genügend einzutragen. Wird die Prüfung nicht bestanden, so kann sie wiederholt werden; hiedurch erwächst aber eine Verlängerung der Lehrzeit. Bei der Prüfung sind die Zeugnisse über den Besuch der Fortbildungsschule vorzulegen.

Zeitgeschichtchen.

— **Aus der Pharaonenzeit.** Die Juwelen einer ägyptischen Königin sind jüngst im Tal der ägyptischen Königsgräber bei Assnau ans Licht gekommen. Das Grab selbst wurde leer gefunden und erst einige Tage später entdeckte man, im Schlamm eingebettet, den Schatz, worunter sich Armbänder von schwerem Gold, Ohrgehänge von einigen Zoll Länge, Ringe von kostbarer Arbeit und die goldenen Stirnreifen der Königin sowie verschiedene andere Gegenstände befanden. Die Besitzerin war angeblich die Gemahlin Setis II., eine Königin der 19. Dynastie, die etwa 1300 v. Ch. gelebt hat, vielleicht sogar die Gattin des Königs Pharaos, von der im Buch die Rede ist. Die Archäologen vermuten, daß Räuber, die in späterer Zeit des Grab geplündert, bei der Arbeit gestört worden seien und den Schatz beiseite geworfen hätten.

— **Das schlaue Bäuerlein.** In einem Dörfchen des Taunus war ein Bauer darüber her, auf dem Dachboden die Körnerfrucht in Säcke zu füllen. Um die vollen Säcke nicht heruntertragen zu müssen, kam der Schlauberger auf folgenden Ausweg: einen Sack mit 240 Pfund band er an das eine Ende des Aufzugseiles, das andere wickelte er sich unten auf der Tenne um den Leib. Mit Mühe gelang es ihm, den Sack etwas zu heben, so daß dieser frei im Garbenloch schwebte. Jetzt geschah das Unerwartete. Das kaum 1½ Zentner schwere Bäuerlein konnte den Sack nicht halten und mit großer Geschwindigkeit fauste der Sack hernieder, das Bäuerlein aber flog nach oben u. zw. so schnell, daß es noch einige Dachziegel mit seinem Kopfe hinausflug. Indes soll der gute Mann, so meldet der „Taunusbote“, keinen körperlichen Schaden erlitten haben.

— **Pariser Bettlerunwesen.** Vor dem Pariser Untergrundbahnhof Rue de Rome stand in diesen kalten Februartagen ein Bettler, der aussah, wie eine menschliche Ruine. In zerlumpter Kleidung streckte er den Vorübergehenden mit flehender Gebärde seine Hand entgegen. An Sousstückchen, die hineinfließen,

fehlte es ihm auch nicht. Einem Polizeikommissär schien das Gesicht des Bettlers allerhand „Erinnerungen“ zu wecken. Er ließ ihn verhaften und ihn untersuchen. Was fand man? Ein wahres Vermögen kam aus den alten Lumpen hervor. Der Bettler hatte nicht weniger als 500 Franken in Gold und Banknoten, etwa 7—800 Kronen in Rententitel und 50 Gutscheine — auf Brot (für die Volksküchen) bei sich. Wenn er aus der Haft entlassen ist, wird er seine gewinnreiche „Arbeit“ fortsetzen und seinen Erben vielleicht einmal ein kleines Vermögen von 50.000 Kronen hinterlassen.

König und Botaniker.

Der am 8. Dezember vorigen Jahres verstorbene edle König Oskar II. von Schweden, auch einer der ersten Dichter und Schriftsteller Schwedens, hat in seinem Leben manche Probe seines schlicht einfachen Wesens und seiner großen Leutseligkeit gegeben. Der französische Botaniker Gaston Bonnier machte einst eine Studienreise durch Schweden und begegnete eines Tages beim Pflanzensammeln einem andern Naturforscher, der ebenfalls eifrig Pflanzen suchte, von seiner Frau begleitet, die auf einem Esel ritt. Zwischen den beiden Botanikern entspann sich schnell eine Unterhaltung, und als die Stunde des Frühstückes nahte, fragte der französische Akademiker: „Kennen Sie nicht ein Gasthaus hier in der Gegend?“ — „Frühstücken Sie doch mit mir und meiner Frau zusammen,“ lud ihn der andere freundlich ein. Bonnier nahm an und man trat gemeinsam den Weg nach Stockholm an. Auf einmal stehen die Gelehrten vor dem königlichen Schloß, der Unbekannte geht mit seiner Frau, ehrfurchtsvoll begrüßt, durch das geöffnete Tor und ermunterte den zögernden und verwirrten Kollegen mit seinem Lächeln: „Kommen Sie nur! Ich bin nun einmal der König von Schweden, ich kann nichts dafür. Sie müssen schon hier bei mir frühstücken.“

Der schönste Name.

Die hochselige Kaiserin Elisabeth kam einmal bei einem Ausfluge in der Umgebung von Kampiglio in ein Bauernhaus. Sie wollte dort etwas ausruhen. Die Bewohner waren in Festkleidern, aber die Stimmung war nicht festlich. Da frug die hohe Frau um die Ursache und sie erfuhr, daß man taufen wollte, aber die Taufpatin war nicht gekommen und so wollte man die hl. Handlung auf den nächsten Tag verschieben. Die Kaiserin erklärte sich sofort bereit, Taufpatin zu sein und als die Leute, die die Kaiserin nicht kannten, nach dem Namen fragten, den sie dem Kinde geben sollten, sprach sie: „Mein Name ist in der hiesigen Gegend nicht gebräuchlich; gebt darum der Kleinen den schönsten Namen, den die Christenheit kennt, den Namen Maria.“ Dann gings zur Kirche. Der Dorfpfarrer war hoch erstaunt, als er im Taufbuche die Unterschrift der Taufpatin las; er wurde gebeten, nichts merken zu lassen und erst am folgenden Tage als ein Hofbediensteter dem armen Bauer

ein reichliches Geldgeschenk überbrachte, erfuhr sie, daß die Patin ihrer Tochter niemand anders war, als die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich.

Ein zeitnotwendiges Nachschlagewerk.

Wer die neuere Agitationsliteratur auf gegnerischer Seite in den letzten Jahren verfolgt hat, dem wird es aufgefallen sein, daß die Feinde der Religion immer mehr System in ihre Arbeit bringen: nach Art der Magdeburger Centuriatoren oder der französischen Enzyklopädisten geben die literarischen Vorkämpfer des Glaubenshasses ganze Kollektionen, ganze Compendien zur Bekämpfung des Glaubens, ja förmliche Handbücher für die planmäßige Großziehung des Hasses gegen den Katholizismus heraus. Wie aber schon Voltaire sehr richtig bemerkte, daß man mit großen Folianten keine Revolution der Geister durchsetzen könne, so machen es die Schüler Voltaires ihrem Meister in der Dekonomie des Kampfes nach: Sie verlegen das Schwergewicht in die Massenverbreitung kleiner, billiger Agitationschriften; so geben die Sozialdemokraten eine eigene Agitationsbibliothek in einer Auflage von 60.000 Exemplaren heraus, welche den „Genossen“ Stoff für den Krieg gegen jede religiöse Ueberzeugung liefern soll. Es bedarf nicht weiterer Beweise, daß einer planmäßigen Unterminierung des Glaubens auch eine planmäßige Verteidigung entsprechen muß. Mit anderen Worten: Wir Katholiken brauchen ein Nachschlagewerk, in welchem nicht nur alle wichtigeren Einwürfe älterer Provenienz, sondern auch modernere Einwendungen und Entstellungen der Reihe nach abgetan werden. Der Anfang dazu ist gemacht mit den bisherigen 11 Bänden der Volksaufklärung (Verlag A. Ditz, Wernsdorf, Nordböhmen). Jeder Band in Leinen gebunden 2 K 20 h = 2 M. Schon die bisherigen 4000 Seiten dieser Literatur bieten eine stattliche Reihe abgerundeter, das Wesen des betreffenden Themas erschöpfender Abhandlungen, aber auch eine ziemlich reiche Fülle einschlägigen Zitatmaterials, zum Teile auch Zitate aus gegnerischen Schriften. Ein solches Nachschlagewerk ist für jeden gebildeten Katholiken von großem Nutzen, geradezu unentbehrlich aber für jene, welche im öffentlichen Leben stehen und oft in die Lage kommen, über apologetische Fragen, über Sozialdemokratie und andere religionsfeindliche Parteien zu sprechen, in der Presse oder in katholischen Vereinen zeitgemäße Vorträge zu halten u. In Broschürenform liegen bisher 115 Nummern à 10 h = 8 Pfg. (jede 32—48 Seiten), 5 Ergänzungsnummern und ein selbständiges Zitatwerkchen „Die großen Fragen des Lebens“, beleuchtet mit Aussprüchen von Freunden und auch Gegnern der Kirche vor (letzteres Werkchen, 384 Seiten, gebunden 2 K 20 h = 2 M. Jährlich erscheint ein neuer Band, der zehn neue Broschüren in sich schließt. Bedeutend erleichtert wird die Anschaffung dieser zeitgemäßen Schriften durch den geradezu spottbilligen Preis einer Broschüre um 10 Heller = 8 Pfg.

Missionenwesen.

Chinesische Priester.

„Die einheimischen Priester“, schreibt der apostolische Vikar von Tschekiang in China, „sind wertvolle und oft unentbehrliche Mitarbeiter.“ Und ein Jesuitenpater schreibt: „Im ganzen genommen, kann der einheimische (chinesische) Klerus, wenigstens derjenige unserer Mission, den Vergleich mit der Geistlichkeit irgend einer Diözese in Europa drüber aufnehmen.“ Ein gewiß rühmliches Zeugnis für die chinesischen katholischen Priester, welche den europäischen Missionären beim Werke der Bekehrung des 400 Millionen-Volkes der Chinesen behilflich sind. „Es wird gewiß interessieren“, schreibt laut „Kath. Missionen“ Nr. 6 (1908) der deutsche Bischof Athanasius Goette, Franziskaner, apostol. Vikar von Nord-Schenfi, einer chinesischen Provinz, „etwas näheres über einen dieser Priester zu hören, der kürzlich hier starb.“

„Pius Uang, 1821 in einem Dorfe nahe bei Tai-yuan-fu, der Hauptstadt Schenfi, geboren, hatte 1847 die heilige Priesterweihe empfangen. Seit diesem Tage war unser Pius unermüdetlich in der Seelsorge tätig. Als Ende der 40er Jahre unter dem Kaiser Tao-Kuang und Anfang der 50er Jahre unter dem Kaiser Sien Jung die Katholiken verfolgt und verbannt, die europäischen Priester eingekerkert und getötet wurden, da war es der junge Pius, welcher den Wanderstab ergriff und den nach Sli verbannten Katholiken — es waren ihrer aus ganz China an zweitausend — folgte, um für das geistliche Wohl dieser Armen zu sorgen. Es ist schwer zu sagen, was der eifrige Missionär alles für Gott und seine Pflegebefohlenen gelitten und getan hat. Das größte Opfer jedoch bestand darin, daß er, der den Armen die Sakramente spendete, derselben selbst entbehren mußte. Fünf Jahre konnte er selbst nicht beichten und monatelang war es ihm nicht vergönnt die heilige Messe zu lesen. Als dann nach Beendigung der Verfolgung die verbannten Katholiken in ihre Heimat entlassen wurden, kehrte auch Pius Uang nach Schenfi zurück.“

„Bis in sein höchstes Alter blieb er ein eifriger Arbeiter im Weinberge des Herrn. Die fünfte Morgenstunde sah ihn Sommer und Winter am Altare, und als ihm im letzten Jahre seines Lebens ein Augenleiden das Lesen der heiligen Messe unmöglich machte, empfing er täglich die heilige Kommunion. Unter allen seinen Tugenden glänzte ganz besonders die Liebe zur heiligen Armut hervor. Als Mitglied des Dritten Ordens und Sohn des hl. Franziskus wollte er nichts besitzen. Nie trug er, was hier in China jeder gewöhnliche Mann schon tut, ein seidenes Kleid. Die Armen waren seine Lieblinge und keinen ließ er unbeschenkt von dannen ziehen. Die letzten Pfennige, welche er noch besaß, überreichte er mir zwei Tage vor seinem seligen Tode mit der Bitte, dieselben zur Ausschmückung der Kirche seines Heimatdorfes zu benutzen.“

„Wir hatten P. Pius im nächsten Jahre ein feierliches, diamantenes Priesterjubiläum zugebracht, allein der Allmächtige hatte es anders beschlossen, P. Pius sollte dasselbe im Himmel feiern.“

„Wir haben unter unserem einheimischen Klerus“, so bestätigt der Lazarist P. Karl Wittib aus Tschekiang, „wahre Muster priesterlichen Eifers und apostolischer Tugend. Hierfür nur einige Beispiele. Im vergangenen Jahre kam in der Mission von Kiu-tschu ein armer Christ sechs Meilen weit zur Wohnung eines chinesischen Priesters, um ihn zu ersuchen, seiner sterbenden Frau die letzten Tröstungen unserer heiligen Religion zu spenden. Gerade wehte ein sehr heftiger Wind, verbunden mit einem wahren Sintflutregen, wie sie hier so häufig die Wege fast ungangbar machen. Die Hausleute des Priesters weigerten sich denn auch, ihn auf einem so schlechten und weiten Wege zu begleiten, und wollten dadurch auch den Priester veranlassen, erst schöneres Wetter abzuwarten. Der Priester aber zog Schuhe und Strümpfe aus, legte sie über die Achseln, schürzte sein Kleid, zog Strohsandalen an, gab dem Manne, der ihn gerufen, die Messkiste und machte sich ungesäumt auf den Weg. Nun sandten die Hausleute, dadurch beschämt, ihm allsogleich einen Messdiener nach.“ Weiter berichtet P. Wittib von einem andern chinesischen Priester, der vor kurzem als Opfer seines übergroßen Eifers gestorben war. „Die Neubekehrten sind fast durchweg arme Landbauern und können daher dem im Laufe des Tages erteilten Unterricht nicht beiwohnen. Dies brachte den seeleneifrigen jungen Priester zum Entschlusse, bei Tag die Frauen, bei Nacht die Männer zu unterrichten. Mehrere Monate lang widerstand die jugendliche Kraft des Priesters der Ueberanstrengung. Am Schlusse einer Mission jedoch überkam ihn an der Schwelle der Kapelle, wo er den Christen seinen Abschiedssegens erteilte, ein heftiger Blutsturz. Auch dieser vermochte den Priester noch nicht, von seiner bisherigen Lebensweise abzulassen, bis ein zweiter und dritter Blutsturz ihn zu weiterem Dienste unfähig machte und nach 1 1/2 Jahren ins Grab brachte.“

Wozu auch chinesische Priester fähig sind, das haben z. B. die letzten Boxerwirren gezeigt, wo so viele von ihnen mitten im Sturm, der stellenweise den zeitweisen Rückzug der europäischen Missionäre nötig machte, treu und standhaft aushielten und zum Teil, wie z. B. P. Andreas Tsu in Ninghai, unter furchtbaren Qualen den Bekenntertod starben. Während Vorderindien keinen einzigen einheimischen Märtyrerpriester aufweist, hat China deren eine ganze Reihe aus alter und neuer Zeit auf der Liste der Seligen stehen.

War es doch auch ein chinesischer Priester, Jakob Tsui, der unter unglaublichen Schwierigkeiten und Gefahren die Kirche Koreas gründete und sein heiliges Apostelleben am 31. Mai 1801 mit dem Martertod beschloß.

Erziehungswesen.

„Wer sein Kind lieb hat . . .“

Von Paul Rosan.

Nachdruck verboten.

„Der Stab der Zucht in Schule und Haus ist der Stab Aarons; wirft man ihn weg, so wird eine Schlange daraus; stellt man ihn aber in das Heiligtum vor das Angesicht Gottes, so treibt er Blüte und Frucht.“

W. Barth.“

Kürzlich las ich die „Lebenserinnerungen eines Siebzigers“, die mir im Hinblick auf viele Eltern besonders beherzigenswert erscheinen. Es heißt da:

„Als ältester Sohn guter, liebevoller, nur allzu nachsichtiger Eltern, denen ich aufrichtig anhing, artete ich körperlich und psychisch weichlich, weinte, schmollte leicht. Der Vater brauste zuweilen heftig auf, bereute das jedoch bald hinterher und suchte es durch gesteigerte Zärtlichkeit wieder gut zu machen. Der Mutter erging es wie so vielen Müttern, sie überschätzte ihr Söhnlein und machte sich zu seiner gehorsamen Dienerin.“

Von diesen Eltern wurde, wie ich glaube, „vor lauter Liebe“, der Grund gelegt zu dem, was ein langes Leben hindurch schwer auf mir lastete, bis endlich mein Schutzengel mich bei den Haaren faßte und mich aus dem Jammer herauszog. Weh tat's ja, aber die dauernde Wohlthat, die ich hinterher empfand, hätte ich mit zehnfachem Schmerz nicht zu teuer bezahlt! — Jetzt leuchtet mir ein, daß ich albernes Kind auf Grund der Liebe und Güte der Eltern eine hohe Meinung von mir gefaßt hatte, und aus dieser eingebildeten Vortrefflichkeit langes Elend herauswuchs.“

Ihr lieben guten Eltern allzumal, wer von euch diese Zeilen liest, bedenkt doch, daß der Glorienschein, den ihr euren Kindern anhestet, ihnen gar leicht zur Dornenkrone wird. Laßt euch beschwören: Verhättselt die Seele eurer Kinder noch weniger als ihren Körper; haltet sie lieber ein wenig zu rauh, als zu mild! —

Geistige Kaltwasserbehandlung — wohlge-merkt: verständig! — ist für Leib und Seele gut. Nicht an Erkältung sterben die meisten Menschen, sondern an übertriebener Warmhaltung — an Bertweichlichung! —

Und nicht an des Lebens Rauheit gehen so viele Charaktere zu grunde, sondern an ihrer seelischen Schloßheit, Empfindlichkeit und Energielosigkeit. Darum sind kaltes Wasser und grobes Brot nicht nur diätetische Zuchtmittel für den Leib — sondern auch für die Seele. Lauter Warmwasser und lauter Zuckerbrot verdirbt nicht nur Magen und Haut — sondern auch Kopf und Herz! . . .“

Nun ist freilich die Konstitution des Einzelnen auf gesundheitlichem Gebiet sehr verschieden und verlangt eine dementsprechende Behandlung. Ganz so ist es auf moralischem Gebiet. Gewiß gibt es Kinder, bei denen die „geistigen Kaltwasserkuren“ in der Erziehung nicht anschlagen, oder gar schädigend wirken. Es gibt zart veranlagte Naturen, die viel Liebe brauchen, die leicht einge-

schüchtern und verbittert werden, wenn sie zu rauh angefaßt werden. Aber sie sind in der Minderzahl.

Im allgemeinen verträgt ein Kind sehr wohl die Strenge, vorausgesetzt, daß Liebe und Gerechtigkeit mit ihr Hand in Hand gehen. Oft gibt es auch in der Strenge ein Ziel aus Unbedachtsamkeit. Man denke an das Wort des Minnesängers Walter von der Vogelweide:

„Zucht durch Ruten zwingen,
Nimmer wird's gelingen.“

Jede Ungerechtigkeit, die sich die Eltern ihren Kindern gegenüber zu schulden kommen lassen, geschieht auf Rechnung ihres Ansehens. Der Rücken des Kindes soll gebogen, aber nicht gebrochen werden. Enge Kleider zerreißen gern, und zu strenge Gesetze werden oft übertreten; aber zu weite Kleider zerreißen ebenfalls, und wo kein Gesetz ist im Haus, da ist keine Ordnung.

Nun besteht im allgemeinen die elterliche Gerechtigkeit darin, daß sie ihren Kindern das tun, was recht, das heißt, was für Leib und Seele zuträglich und förderlich ist, und daß sie das unterlassen, was irgendwie dem Kinde schaden könnte. Im besonderen aber zeigt sich die Gerechtigkeit der Eltern in der Austeilung von Lohn und Strafe. Und gerade in der rechten Austeilung von Lohn und Strafe haben die Eltern ein vorzügliches Mittel an der Hand, ihre Würde und ihr Recht bei den Kindern in Geltung zu erhalten.

Gott ist der Erzieher des ganzen Menschengeschlechtes und oft hat er Maßnahmen angewandt, um die Menschen dahin zu führen, wohin er sie haben wollte, das heißt, um sie zu erziehen. „Die ich lieb habe, die strafe und züchtige ich.“

Belohnung und Bestrafung haben im Wesen des Menschen ihre Begründung. Immer soll seine Bemühung darauf gerichtet sein, daß der Geist über die Sinnlichkeit herrsche. Bei Kindern namentlich herrscht die Sinnlichkeit vor, und die häusliche Erziehung darf darum die Einflüsse nicht verschmähen, durch welche auf die Sinnlichkeit eingewirkt werden kann. Im allgemeinen wird ja der Mensch — auch das Kind — durch die Folgen seiner Handlungsweise schon belohnt oder bestraft. Aber diese Folgen treten nicht so augenscheinlich und nicht so unmittelbar auf, daß die Kinder eine heilsame Lehre daraus ziehen können. Deshalb sollen sich Lohn und Strafe naturgemäß aus dem Tun der Kinder ergeben.

Denken wir vor allem daran, der Eigenart unserer Kinder gerecht zu werden, ihre besonderen Anlagen und Neigungen zu beachten, soweit sie vernünftig und sittlich sind. Suchen wir durch unseren Einfluß auf sie nicht ihr Temperament zu beseitigen, sondern nur die Fehler desselben.

Viele Eltern fehlen gegen das Glück ihrer Kinder durch Eigensinn und Zähorn, übermäßige Strenge in nebensächlichen oder zweifelhaften Dingen. Auch wir Eltern sind doch keine unübertrefflichen Mustereispiele von Weisheit und Tugend. Unsere Kinder sollen Individualitäten und keine

Duzendmenschen, alle Stücke unter sich und dem Muster gleich, werden.

So manche Mutter lernte ich kennen, die um das Wohl ihrer Kinder sich sorgte und traurig und verzagt wurde, weil sie sah, wie sie sich so ganz anders entwickelten, als sie sich gedacht. Das Beste können wir dem andern nicht durch Worte übermitteln, es muß im Leben erkämpft werden und das Beste, das uns von außen her gelehrt wird, ist wertlos, wenn es im Leben nicht durch die Tat erprobt wird. — Da geschieht es leider nur zu oft, daß schwere Konflikte, die zu völliger innerer Entfremdung führen, heraufbeschworen werden, weil das Kind in der Schule des Lebens seine Eigenart mehr und mehr ausprägte, wie es heranreife zu einem tüchtigen, brauchbaren Menschen, aber nicht zu dem Ideal, das die Mutter sich einst geschaffen. Solche Entfremdung ist immer sehr traurig. Seht der Entwicklung eurer Kinder still zu und greift nicht dem Leben nach eurem Sinn ins Handwerk.

Ein bekannter Pädagoge hat einmal gesagt: „Die Kindesseele ist eben ein ungelöstes Rätsel; in der Lösung desselben steckt die ganze Erziehungskunst! Wie kein Blatt in der Natur dem andern vollkommen gleich ist, so ist's auch mit dem Menschen. Jedes Kind hat seine besondere Art, und die Erzieher müssen sie herausfinden; eines ist freilich erforderlich: Geduld und Liebe. Und wenn die letztere vorhanden ist, dann geht's dem Mutterherzen wie dem alten tauben Mütterchen, von dem der Dichter erzählt, daß es die Tritte des leise zur Tür hereinschleichenden, aus der Fremde heimkehrenden Sohnes gehört habe. Einem wahrhaft liebenden Mutterherzen erschließen sich die Rätsel der Kindesseele in ungeahnter, in wunderbarer Weise.“

(Schluß folgt.)

Gesundheitspflege.

Ein Mittel gegen Husten.

Husten gibt es zu allen Jahreszeiten und kein Lebensalter bleibt davon verschont. Als selbständige Krankheit ist er jedoch nicht aufzufassen, sondern nur als Begleiterscheinung eines anderen Leidens. Namentlich sind es fast immer die Erkrankungen der Luftwege, die mehr oder minder starken Husten im Gefolge haben, die Atmungsorgane aber sind es gerade, welche in erster Linie den von außen einwirkenden Reizen unterliegen, nicht minder auch den Weg, auf welchem Ansteckungskeime aller Art in unseren Organismus gelangen, die alsdann die verschiedensten Krankheiten verursachen können. So sind Nachen- und Kehlkopfkatarrhe mit Husten verbunden, ebenso Bronchialkatarrh, Lungenentzündung und Tuberkulose. Ein Husten ganz sui generis ist der so gefürchtete Keuchhusten, eine besondere Erkrankung der Schleimhäute der Luftwege. Dieser Husten befällt vorzugsweise Kinder und tritt sehr häufig epidemisch, besonders nach einer vorhergegangenen Masern-epidemie auf. Unzweifelhaft wird er durch einen spezifischen Bazillus verursacht, den wir aber noch nicht kennen.

Was die Behandlung des Hustens im allgemeinen anbelangt, so wird man vorerst die Grundursache bekämpfen müssen, zugleich aber Binderungsmittel anwenden, die in jedem Falle angebracht sind und die Therapie in wirksamer Weise unterstützen. Beim Keuchhusten speziell, bei dem der Krankheitserreger noch unbekannt ist, kann es sich nur darum handeln, die Heftigkeit der Anfälle zu mildern und den sonst langwierigen Verlauf der Krankheit abzukürzen. Dies vermochte man mit allen früher angewendeten Mitteln, wie Brompräparate, Opia, Antipyrin usw. nicht zu erreichen, wohl aber ist es gelungen, nachdem man in neuester Zeit auf eine Droge zurückgegriffen hat, die von jeher beim Volke im Rufe eines beruhigenden, krampfstillenden Mittels gestanden hat, nämlich den Thymian. Dieses Kraut enthält in allen Teilen ein ätherisches Öl, dessen Hauptbestandteil Thymol ist, außerdem aber enthält die Pflanze noch Gerbsäure, Mehl, sowie einen seifenartigen Stoff. Als Volksmittel wird der Thymian als Tee schon lange gegen Keuchhusten angewendet, viel bessere Resultate aber hat man neuerdings mit einem Thymianpräparat erzielt, welches Dr. R. Fragner, Inhaber der Firma B. Fragner, k. k. Hofapotheke „zum schwarzen Adler“ in Prag 203 III, in den Arzneischatz eingeführt hat und zwar unter der Bezeichnung Thymomel Scillae. Das Präparat besteht aus einem Extrakt von Thymian und Scilla (Meerzwiebel) unter Zusatz von Honig. Ueber den Thymian haben wir oben schon das Nötige gesagt, seine Wirkung aber wird durch den Zusatz von Scilla und Honig, die beide schleimlösend, der letztere auch noch den Geschmack verbessernd wirken, noch bedeutend erhöht. Hervorragende medizinische Autoritäten haben das „Thymomel Scillae“ als wirksam, krampfstillend und zugleich den Auswurf befördernd erprobt und zwar nicht nur bei Bronchialkatarrhen und Husten überhaupt, mag dieser auch auf anderen Ursachen beruhen. Bei Keuchhusten der Kinder kommt dabei als besonders empfehlend noch in Betracht der Wohlgeschmack, der ein solcher ist, daß jedes Kind das Mittel mit Vorliebe nimmt.

Für Haus und Küche.

Paprikaerdäpfel. In einer Kasserolle röstet man in einem Löffel voll heißem Fett, zwei fein geschnittene Zwiebeln, $\frac{1}{2}$ Kaffeelöffel voll Paprika und vier Eßlöffel passierte Paradeisäpfel; dann gibt man sechs roh geschälte, in vier Teile geschnittene Erdäpfel, sowie Salz dazu und dünstet sie, zugedeckt, mit etwas Wasser weich. Schließlich gibt man zwei Eßlöffel Rahm, und wenn es zu dick sein sollte noch etwas Suppe dazu.

Faschiertes Fleischschnitzel. 40 Deka Rindfleisch sowie 60 Deka Schweinefleisch werden gut abgehäutet und faschiert. Dazu kommt eine in Wasser erweichte, gut ausgedrückte Semmel, 1 ganzes Ei, etwas feingeschnittene Zwiebel, Zitronenschale und grüne Petersilie, ferner eine Messerspitze Pfeffer und Salz. Dieses alles wird gut untereinandergearbeitet, dann Schnitzel von beliebiger

Größe davon geformt, in feinen Semmelbröseln paniert und in heißem Schweineschmalz, damit sie saftig bleiben, schnell schön gelb gebraten. Man gibt Erdäpfelsalat dazu.

Gefochter Schellfisch. Der Schellfisch wird vorsichtig gepuzt, um das Fleisch nicht zu zerdrücken, und behutsam ausgenommen; eingesalzen, $\frac{1}{2}$ Stunde liegen gelassen, dann in Wasser, Essig, Gewürz, Zwiebel und Zitronenfleisch gefocht; man gibt Erdäpfel und Holländersauce dazu.

Braunkohl. Der Braunkohl wird von den Strünken rein abgestreift, mehrere Male tüchtig gewaschen und mit kochendem Wasser abgerührt, abgegossen und in anderem kochenden Wasser mit etwas Salz weich gekocht. Hierauf gießt man das Wasser rein ab, schneidet ihn mit dem Wiegemeßer fein, röstet 2 Löffel Mehl in Fett oder Butter braun, gießt kochende Fleischbrühe hinzu und läßt es aufkochen, tut alsdann den gewiegten Kohl hinzu, würzt ihn mit Maggi-Würze, einer Prise Pfeffer und mit dem noch nötigen Salz und läßt ihn aufkochen. Dabei rührt man ihn einigemal vom Boden auf, um das Anbrennen zu verhüten. Beim Anrichten kann man das Gericht mit gebratenen Kartoffeln oder mit hart gekochten Eiern belegen. Auch kann man gekochte Kartoffeln in der Schale dazu geben.

Für den Landwirt.

Was für Vorteile besitzen die künstlichen Düngemittel gegenüber dem Stallmist?

Es wird keinem denkenden Landwirte einfallen, den Stallmist ganz beiseite setzen zu wollen. Natur bleibt Natur; sie läßt sich niemals ersetzen, wohl aber kann man ihr manchmal nachhelfen. Der Stallmist besitzt ja die unschätzbaren Eigenschaften, namentlich die schweren Lehmböden locker und warm zu machen und durch die Bildung von Bakterien (kleine Lebewesen, die Sauerstoff aus der Luft einführen und den Ammoniak in Salpetersäure verwandeln helfen und auch zur Verwitterung des Gesteines viel beitragen) die Bodengase hervorzurufen, welche für die Fruchtbarkeit unserer Böden von so hoher Bedeutung ist. Auch ist der Stallmist ein vollständiger Dünger, der alle 4 Pflanzennährstoffe: Phosphorsäure, Kali, Stickstoff und Kalk enthält. So enthält z. B. eine Fuhre Stallmist im Gewichte von 1000 kg an Nährstoffen: 6 kg Kali, 1.5 kg Phosphorsäure, 5 kg Stickstoff und 7 kg Kalk.

Doch haben auch die künstlichen Düngemittel gegenüber dem Stallmist bedeutende Vorteile, von denen wir einige anführen wollen:

Die künstlichen Düngemittel enthalten die Pflanzennährstoffe in einer leicht löslichen Form, so daß es durch sie möglich ist, ausgehogene und herabgekommene Böden schnell wieder fruchtbar zu machen. Will ich z. B. ein Joch Korn oder Weizen mit Phosphorsäure düngen, so kann ich das mit 200 kg 16—18% ige Superphosphat erreichen. Ich bringe mit diesen 200 kg Superphosphat 32—36 kg wasserlösliche Phosphorsäure in den Boden.

Hätte ich Stallmist genommen, so hätte ich 17 zweispännige Fuhren aufbringen müssen, da in jeder Fuhre Stallmist nur 25 kg Phosphorsäure enthalten sind.

Die künstlichen Düngemittel machen also auch dort eine ausgiebige Düngung möglich, wo eine Stallmistdüngung wegen steiler Lage oder weiter Entfernung nicht leicht möglich ist.

Durch die künstliche Düngung ist es auch möglich, der Pflanze gerade jenen Nährstoff zu geben, der ihr fehlt. Braucht die Pflanze Phosphorsäure, so geben wir ihr Superphosphat, braucht sie Kali, so geben wir ihr Kalinit, oder 40% ige Kalidüngesalz, so geben wir Chilisalpeter.

Am wichtigsten sind die künstlichen Düngemittel für den Landwirt wohl deshalb, weil durch sie die Wirkung des Stallmistes ergänzt werden kann. Die Pflanze hat auch gezeigt, daß Stallmist mit dem erforderlichen Zusatz von Kunstdünger die besten Resultate ergeben hat. Damit aber Stallmist und Kunstdünger gut wirken können, muß eine zweckmäßige Bodenbearbeitung, gutes Saatgut und die richtige Saatmenge angewendet werden. Heruntergekommene, nicht leistungsfähige Samen werden auch bei bester Düngung keine besonderen Erträge liefern.

Die künstlichen Düngemittel sind ja auch nicht als Mineralien, Bodenarten, auf natürlichem oder künstlichem Wege gewonnen, die jeder Boden, der als Pflanzfeld dient, erhalten soll. Mit künstlichem Dünger kann man daher jeden Boden zu einem fruchtbaren machen, indem man die Bodenmischung durch diese Zufuhr so herrichtet, daß es einen guten Ackerboden gibt, der alle mineralischen Bestandteile besitzt, die ein solcher enthalten soll.

Gemeinnütziges.

Als Kitt für Horn, Holz und Perlmutter kann eine Mischung aus erweichtem Leim mit einer entsprechenden Qualität starken, heißen Essigs, einem Viertelquart Alkohol und ein wenig Alaun aufs beste empfohlen werden. Der Kitt, dessen Bindkraft eine ganz außerordentliche ist, läßt sich in einer verschlossenen Flasche gut aufbewahren.

Nickelätzung. Man bestreicht poliertes Nickel mit einer Lösung aus 2 Teilen weißem Wachs, 2 Teilen Mastix und 1 Teil Asphalt, ritzt die Zeichnung ein und behandelt die freigelegten Stellen mit Chromsäure. Die Wachs-schicht wird dann durch Erwärmen entfernt, bezw. mit Terpentinöl der ganze Gegenstand nachgerieben.

Mauerwerk von Pflanzenwuchs zu reinigen. Um Steine und Mauerwerk von Moos und Flechten zu reinigen, gibt man ihnen einen Anstrich von Wasser, in welchem ein Perzent Karbolsäure aufgelöst ist. Nach einigen Stunden können die Pflanzen mit Wasser gewaschen werden.

Rotweinfässer zu reinigen. Hat man von einem Fasse roten Wein abgezogen und wird in dasselbe weißer Wein gefüllt, so verändert letzterer seine Farbe, indem der der Faßwand anhaftende Farbstoff sich ablöst und den weißen Wein mehr oder weniger rötet. Solche unwillkürliche Färbung ist höchst un-

liebsam. Es ist deshalb von Wichtigkeit, Mittel zu kennen, mittelst deren roter Farbstoff vom Holz abgelöst werden kann. Solche Mittel haben wir im Chlorkalk. Handelt es sich darum, ein Faß, das roten Wein enthalten, für weiß herzustellen, so stelle man einfach ein irdenes Gefäß mit befeuchtetem Chlorkalk in dasselbe hinein, verschließe und belasse es so einige Zeit, wodurch der rote Farbstoff verblasen wird; hernach muß das Faß mit reinem Wasser ausgewaschen werden.

Verjüngung der Weißdornzäune. Die Stöcke werden im Frühjahr mit einer scharfen Hacke am Wurzelkops, jedoch so abgehauen, daß jeder Stock durch einige Arthiebe etwas zersplittert wird. Derselbe treibt dann mehrere Triebe, die zur Bildung eines neuen Zaunes wieder verwendet werden; das glatte Abschneiden oder Abhacken oberhalb des Wurzelstockes hat oft zur Folge, daß die Verjüngung oft sehr mangelhaft wird.

Büchertisch.

Ein vollständiges Gebetbuch unter dem Titel „Jesus meine Liebe“ ist von P. Joh. Schäfer im Verlag der Missionsdruckerei Steyl (5. Auflage, Preis geb. 1 Mk. 70 Pfg.) in geschmackvoller Ausstattung erschienen. Der mannigfache Inhalt nimmt auf viele übliche Anlässe, besonders auch auf die Verehrung des hl. Sakramentes und des göttlichen Herzens Jesu Rücksicht.

Buntes Allerlei.

König und Tourist.

König Oskar von Schweden lehrte einst von der Jagd nach seinem Schloß Ulriksdal zurück und fand am Gitter zwei englische Touristen, die durchaus das Schloß besichtigen wollten. Der König ließ die Besucher eintreten und sogleich entspann sich eine angeregte Unterhaltung mit dem „Führer“. Die Engländer möchten gern das Schloß sehen, sie haben auch eine Empfehlung an Seine Majestät. Oskar führt sie, ohne mit der Wimper zu zucken, durch die Säle und erklärt alles ausführlich. Endlich ist man fertig, und während der eine Besucher in seinem Portemonnaie nach einem Trinkgeld sucht, meint der andere: „Sie wissen in dem Schloß wirklich ausgezeichnet Bescheid; haben Sie eine gute Stelle hier?“ — „O, danke, nicht gerade schlecht,“ entgegnete der König bescheiden, „ich bin — der Eigentümer.“

Vom musikalischen Standpunkt.

Frau L. kam ganz liebevoll und zärtlich zu ihrem Gatten und sagte: „O Franz, bezahle doch rasch der Ueberbringerin hier diese kleine Note für Puzsachen, die ich dem Mayerschen Geschäft entnahm.“ Franz, der Musiker war, sah die Note an und erwiderte: „Eine kleine Note nennst Du das? Das ist ja eine ganze Partitur!“ — Aber Franz bezahlte doch, er war ja eine gute Haut.

Es ist geraten.

Der Bediente eines Generals klopfte die Uniform aus; da trat ein fremder Mensch zu ihm und übergab ihm einen Zettel mit den Worten: „Geben Sie diesen Brief sogleich Ihrem Herrn, ich warte auf Antwort.“ Der

Diener lief zum General und übergab ihm das Schreiben. Dieser öffnete es und las laut: „Gerät es, so ist es gut, gerät es nicht, auch gut.“ „Der Mensch muß toll sein,“ rief der General, „lasse ihn hereinkommen!“ Der Bediente eilte hinaus, kam aber sogleich wieder und rief: „Ach Gott, dem Spitzbuben ist's geraten, er hat Ihre Uniform gestohlen.“

Der Arzt in Verlegenheit.

Die Frau eines Landmannes war krank geworden und deshalb wurde ein Arzt gerufen. „Können Sie mich auch bezahlen?“ frug dieser mißtrauisch. Da hielt der Bauer fünf Goldstücke in die Höhe: „Diese sind Ihre, mögen Sie die Frau heilen oder umbringen.“ Die Patientin starb. Der Doktor beehrte nun vom Bauer die fünf Goldstücke. „Haben Sie meine Frau geheilt?“ frug der Landmann. — „Leider nicht.“ — „Haben Sie sie umgebracht?“ — „Gott bewahre.“ „Na dann haben Sie auch keinen Anspruch auf das Geld!“ und bei diesem Ausspruche blieb der Bauer.

Süße Rache.

Der Gemeindevorsteher W. erhielt vom Förster Besuch. Im Laufe des Gespräches zündete sich der erstere eine Zigarre an, ohne seinem Gaste eine anzubieten. Nach einer Zeit kam der Herr Bürgermeister K. dazu. Als sich nun Herr W. bald darauf eine zweite anzündet, ohne seinen beiden Gästen etwas anzubieten, da raunte der Förster dem lebenswürdigen Gemeindevorsteher ins Ohr: „Sie, Herr Gemeindevorsteher, dem können Sie schon eine anbieten, der raucht nicht.“

Die moderne Frau.

„Ach, ich hab so viel zu tun, kann mir kaum noch raten. Ueberall ruft mich die Pflicht hin zu großen Taten:

Heute abends Komitee,
Morgen Frau'nbewegung,
Uebermorgen Säuglingsheim,
Große Grundsteinlegung.

Donnerstag dann der Basar
Für die armen Sklaven —
Ach, ich weiß wahrhaftig nicht
Wann ich werde schlafen!

Freitag muß ich in den Klub,
Hab es fest versprochen —

Und ich hab' noch nie mein Wort
So frivol gebrochen.

Samstag muß ich dann zum Jour . . .
Nein, ich muß zu dreien!
Wenn sie nur nicht wieder dort
Gar so furchtbar schreien.

Zur Modistin muß ich auch,
Ach — und auch zum Schuster . . .
Und es wird so fürchterlich
Zeitig jetzt noch duster.

Aber meinethalben soll
Nie ein Armer büßen — . . .
Wenn Du meinen Mann 'mal siehst,
Sag', ich lass' ihn grüßen!!“

Lustige Gde.

Begreiflich. Als in einem Konzert eines Männergesangsvereines der Chor das Lied: „Ein freies Leben führen wir“ vorgetragen, sagt ein Gast zum andern: „Aber gar so jämmerlich! . . . Finden Sie's nicht auch?“ — „Freilich,“ entgegnete der Andere, „doch bedenken Sie, die Sänger sind ja alle verheiratet!“

Vor Gericht. Richter: „ . . . Nun sehen Sie, was haben Sie denn von Ihren Lumpereien?! Jedesmal werden Sie erwischt!“ — Angeklagter: „Bitte hoher Gerichtshof, nur nicht aufschneiden!“

Prophezeiung. Frau: „Lieber Samuel, Du bist doch so ein gelehrter Mann, kannst Du mir nicht sagen, wann ich sterben werde?“ — Samuel (den Talmud nachschlagend): „Du wirst sterben am Vorabend eines Festtages.“ — Frau: „An welchem Festtage?“ — Samuel: „Das kann ich Dir nicht sagen, ich weiß nur, daß nach Deinem Tode der nächste Tag wird sein ein — großer Festtag.“ —

Rätsel-Aufgaben.

Rebus.
U. B.

g g g
g
g g g **Bir** g

Diamanträtsel.
U. B.

I	Buchstabe
K K K	Böbel
U U U U U	Kapsel und Urkunde
N N N N N N M	Säule
E E E E E E E E E	Republik
B B M M M B B	Hügelland
L L L L L	Wegmaß
O O O	frisch
I	Buchstabe

Rätsel.

Die Mutter Erde hat mich geboren,
Das Feuer hat mich lebendig gemacht;
Im Wasser hab' ich das Leben verloren,
Drauf wurd' ich schnell an die Luft gebracht;
Nun bin ich verwandelt in hartes Gestein.
Wer mag ich wohl sein?

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

1. (Rebus.)

Schaumweine.

2. (Ziffernrätsel.)

Selle, St, Lord, Nord, enorm, roden, Denter, Odem, modern. **Kölner Dom.**

3. (Diamanträtsel.)

L
R A R
L A U Ch A
B A R B A R A
L A U B F R O S Ch
S U B R O S A
F R O S Ch
A S Ch
Ch

Für die richtigen Rätselaufösungen der letzten Nr. erhielten Preise: Jos. Porstner, Schönbrunn; Elise Kaiser, Bruck a. L.; Marie Koch, Posttrum.

!! Verdienst !!
!! Nebenverdienst !!
Verlangen Sie Gratisprospekt mittels Postkarte unter **N 17** an **Ann.-Expd. Eduard Braun, Wien I., Rotenturmstraße 9.**

Kräuterbuch!
Zirka 200 alterprobte Heilkräuter, Rezepte und Hausmittel enthaltend, m. Hundert Abbildungen 2 Kronen bei Voreinsendung d. Betr. (per Nachnahme 30 Heller mehr).
Buchdruckerei und Verlagsanstalt Wörishofen.

Erstes einziges christliches Bettfedernverhandsgeschäft in Deschenitz.
Anerkannt billige und reelle Bezugsquelle für **böhmische Bettfedern.**
1 Kilo neue, graue, geschliffene Bettfedern K 2, halbweiße K 2.80, weiße K 4, bessere K 6, Herrschaftschleiß, schneeweiß K 8, Daunengrau K 6-7, weiß K 10, Brustflaum K 12, Kaiserflaum K 14, von 5 Kilo an franko.
Fertige Betten aus dichtfädigem rotem, blauem, gelbem oder weißem Nanjing (Inlett) 1 Tuchent 170 cm lang 118 cm breit samt 2 Kopfpolster, 80 cm lang, 58 cm breit, genügend gefüllt mit neuen grauen dauerhaften Bettfedern K 16, Halbdauen K 20, Daunen K 24, Tuchent allein K 12-14 u. 16, Kopfpolster allein K 3-3.50 u. 4, ferner Unterbetten und Kinderbetten l. Preisliste versendet gegen Nachnahme, Verpackung gratis, von K 10 an franko **Josef Blahut in Deschenitz, 140, Böhmerwald.** Nichtpassendes umgetauscht od. Geld retour. Ausf. Preisliste grat. u. frank.

Billige Bettfedern.
Ein Kilo graue, geschliffene K 2.—; halbweiße K 2.80, weiße K 4.—, prima daunenweiße K 6.—, hochprima Schleiß, beste Sorte K 8.—; Daunen: grau K 6.—, weiß K 10.—, Brustflaum K 12.—
Von 5 Kilo an franko.
Fertige Betten
aus dichtfädigem, rot, blau, gelb oder weißem Inlet (Nanjing), eine Tuchent, Größe 170x116 cm, samt 2 Kopfpolster, diese 80x58 cm, genügend gefüllt, mit neuen grauen gereinigten, füllkräftigen u. dauerhaften Federn K 16.—, Halbdauen K 20.—, Daunen K 24.—, Tuchent allein K 12.—, K 14.—, K 16.—, Kopfpolster K 3.—, K 3.50, K 4.—, versendet gegen Nachnahme, Verpackung gratis, von K 10.— an franko.
Max Berger in Deschenitz Nr. 84, Böhmerwald.
Nichtkonvenierendes umgetauscht, oder Geld retour. — Preisliste gratis und franko.



BRÁZAY FRANZBRANNTWEIN

ist ein seit 40 Jahren bewährtes Hausmittel, namentlich als Vorbeugungsmittel gegen Migräne, Influenza, Gicht, Rheumatismus, dient zur Stärkung der Augen, zur Ausspülung des Halses und der Kehle. — Unvergleichlich bei Massage, bestbewährtes Haarpflegemittel.

1/1 Flasche 2 K, 1/2 Flasche K 1.20.

Ueberall erhältlich, wo nicht, wende man sich an

BRÁZAY Wien, III/2, Löwengasse 2a.

Bettträssen.

Befreiung garantiert sofort. Ärztliche empf., glänzende Anerkennung. — Alter, Geschlecht angeben! Broschüre umsonst: Institut „Sanitas“, Velburg 307 Bayern.

Rheumatismus

und Gichtleidenden teile ich gerne umsonst brieflich mit, wie ich von meinem qualvollen, hartnäckigen Leiden nach kurzer Zeit vollständig geheilt wurde. Carl Bader, München, Kurfürstenstrasse 40a.

Zerbrechen Sie sich nicht den Kopf!

denn die

grösste Erleichterung für jede Hausfrau

ist die

Waschmaschine

System „Kraus“

für jedes Haus,

welches die Wäsche bei

grösster Schonung in der halben Zeit kocht und auch zugleich gründlich reinigt.

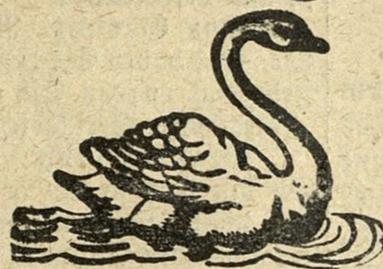
Das Drehen kann ein Kind verrichten. Broschüren versendet, auch von Wellenbadschaukeln gratis

Bernh. Hähner, Ghemnitz i. S. Vertreter an allen Plätzen gesucht.



Beste böhmische Bezugsquelle!

Billige Bettfedern!



1 Kilo graue, geschliffene, gute K 2, besser K 2.40; 1 Kilo weiße, flaumige, geschliffene K 3.60, K 5.10; 1 Kilo hochfeine, schnee-weiße, geschliffene Herrschaftsfedern K 6.40, K 8.—; 1 Kilo graue Daunen (Flaum) K 6.—, K 7.—; weiße K 10.—, allerfeinstes Brustflaum K 12.—; bei Abnahme von 5 Kilo franko.

Fertige Betten

genügend gefüllt, aus federdichtem rotem, blauem, gelbem oder weißem Mantel (Bettinlett), 1 Tuchent 170 cm lang, 116 cm breit mit neuen, grauen, dauerhaften Federn K 10.—; mit feinen, grauen, flaumigen Federn K 12.— K 14.—; mit feinsten, grauen Daunen K 16.—. 1 Kopfkissen 80 cm lang, 58 cm breit K 2.80, 3.40, 4.—. Versand gegen Nachnahme von K 15.— franko. Umtausch und Rücknahme franko gestattet, für Nichtpassendes Geld retour. **S. Benisch in Deichenitz Nr. 34, Böhmerwald.**

Die besten Uhren

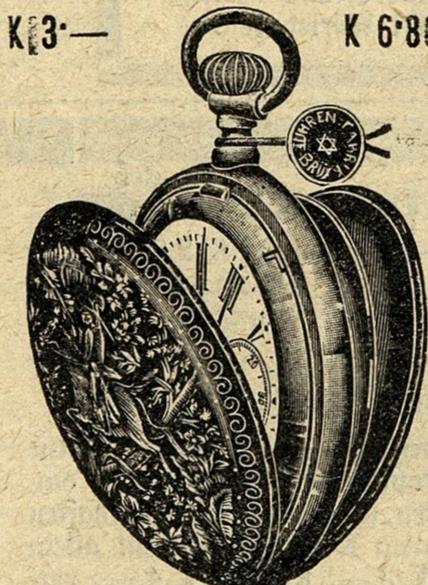
prämiiert mit goldener und silberner Medaille

liefert die anerkannt sehr leistungsfähige Firma

Erste Uhrenfabrik in Brúx

HANNS KONRAD

f. u. l. Postlieferant in Brüx Nr. 306 (Böhmen).



K 3.—	Nidel-Remontoir-Uhr	K 3.—
	System Roskopf-Patent-Uhr	" 4.—
	Mit Doppelmantel	" 6.80
	Schwarz-Stahl-Remontoir-Uhr, offen	" 4.—
	Schweizer System Roskopf-Patent-Uhr	" 5.—
	Registrierte Adler-Roskopf-Patent-Uhr	" 7.—
	Echte Silber-Rem.-Uhr „Gloria“-Werk	" 8.40
	Doppelmantel-Metall-Zula-Remontoir-Uhr	" 10.50
	Echt Silber-Remontoir-Uhr, System Roskopf Patent	" 11.—
	Mit Doppelmantel	" 13.50
	Konkurrenz-Wecker	" 2.90
	Doppelglocken-Wecker (2 Glocken)	" 3.80
	Adler Roskopf-Alarm-Wecker, registr. Marke	" 3.80
	Zuringlockenwecker	" 6.60
	Schwarzwälderuhr	" 2.80
	Kuckuckuhr	" 8.50
	Pendeluhr	" 8.50

Für jede Uhr wird streng reelle, 3jährige, schriftliche Garantie geleistet.

Nichtgefällendes tausche ich bereitwilligst um oder zahle den Betrag zurück.

Verlangen Sie meinen reichillustrierten Haupt-Katalog mit 3000 Abbildungen, welcher Ihnen sofort umsonst und portofrei zugesandt wird.

HUSTENDEN

Kindern und Erwachsenen

verschreiben Aerzte mit bestem Erfolge

THYMOMEL SCILLAE

als ein schleimlösendes, schleimabsonderndes den Krampfhusten milderndes und beruhigendes und die Atembeschwerden behebendes und deren Anzahl vermindernendes Mittel. — Hunderte von Aerzten haben schon ihre Gutachten über die überraschende prompte Wirkung des Thymomel Scillae bei Keuchhusten und anderen Arten des Krampfhustens abgegeben.

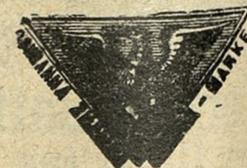
Bitte Ihren Arzt zu befragen.

1 Flasche 2.20 K. Per Post franko bei Voraussendung von 2.90 K.
3 Flaschen bei Voraussendung von 7.— K. 10 Flaschen bei Voraussendung von 20.— K.

Erzeugung und **B. FRAGNER'S APOTHEKE**
Hauptdepot in k. k. Hoflieferanten Prag-III., Nr. 203.

Erhältlich in den meisten Apotheken.

Achtung auf den Namen des Präparates des Erzeugers und die Schutzmarke.



Bisittarten liefert rasch die Buchdruckerei **Ambr. Opik, Warnsdorf**